

2012/1
ISSN 1613-3889

Jesuiten



Entweltlichung
Verweltlichung

Jesuiten



2012/1
Titelbild:
Stefan Weigand

Die Fotos zum Schwerpunktthema haben einen starken Alltagsbezug. Sie zeigen Motive, die auf ihre Art „entweltlicht“ sind – oder besser: sie zeigen Leerstellen, das Unperfekte und eben Normale der Welt. Die Welt ist nicht perfekt – schon gar nicht, wenn man sich von ihr verabschiedet. Denn dazu hat sie viel zu viele Ecken und Kanten, an denen man hängenbleibt. Zum Glück. (Stefan Weigand)

1 Editorial

Schwerpunkt

- 2 Die Welt nicht freiwillig räumen!
 - 4 Zwischen Verweltlichung und Entweltlichung
 - 6 Was fesselt mich?
 - 8 Mythos und Geschichte
 - 10 Distanz zur Welt?
 - 12 Heilung und Heiligung der Gesellschaft
 - 14 Gott zwischen den Kochtöpfen finden
 - 16 Kirchensteuer
 - 18 Staat und Kirche
 - 20 Bevormundung oder Partnerschaft?
-

Geistlicher Impuls

- 22 Das Leben als Pilgerweg
-

Nachrichten

- 24 Neues aus dem Jesuitenorden
-

Personalien

- 28 Jubilare
 - Verstorbene
-

Medien

- 29 In der Welt – nicht von der Welt
-

Vorgestellt

- 30 Präventionsprojekte
-

33 Autoren dieser Ausgabe

34 Die besondere Bitte

Jesuiten gründen Stiftungen

37 Standorte der Jesuiten in Deutschland

Liebe Leserinnen und Leser,

eine Fernsehserie hat uns gerade das Lieblingsbeispiel der Historiker für „Verweltlichung“ der Kirche in opulenten Farben vor Augen geführt – die Herrschaft der Medici- und Borgia-Päpste. Wir bekommen eine Kirche zu sehen, die gefangen ist in triebhafter Genussucht, intriganter Machtbesessenheit und Prachtentfaltung. Auch die Geschichte der Ordensgemeinschaften erzählt nicht selten von kompromisslosen Anfängen, von der Blüte, die sich in kulturellen Hochleistungen zeigt, bis hin zum moralischen und materiellen Bankrott. Wo ist da noch der Geist des besitz- und heimatlosen Wanderers aus Galiläa, der bei denen am Rande war, bei den Macht- und Sprachlosen, den ausgestoßenen Kranken? Die Freiburger Rede des Papstes hat eindringlich die Frage gestellt, ob wir Christen in Deutschland nicht auch zu sehr gefangen sind in einem üppigen Versorgungskristentum, das karitative Aufgaben delegieren kann, um fortwährend um sich und die eigenen Interessen zu kreisen.

Aber es geht hier nicht um ein Spiel mit klar verteilten Karten. Was bedeutet es sonst, dass wir das Zeitalter der Renaissance kirchenhistorisch immer noch als das Zeitalter des Sündenfalls behandeln, zugleich aber das religiös-kulturelle Erbe jener Zeit hochhalten: Raffael, Michelangelo, Palestrina, St. Peter in Rom? Sie wären nie erblüht, hätten sich die Savonarolas jener Zeit durchgesetzt mit ihrem Programm der Entweltlichung und ihren Scheiterhaufen, auf denen aller irdische Tand verbrannt werden sollte. Dass der Papst beim Stichwort „Entweltlichung“ sicher nicht nur nach Deutschland deutet, wird klar, wenn

man bedenkt, dass der römische Zentralismus der letzten Jahrzehnte auch durch Gelder der deutschen Steuerkirche am Laufen gehalten wird. Wo der befreiende Geist Jesu jeweils ansetzen will und muss, das zu erkennen bedarf der Unterscheidung der Geister.

Die „Welt“ ist heiliger Ort – das meint Ignatius, wenn er fordert, Gott „in allem“ zu finden. Auch „Entweltlichung“ kennt ihren Sündenfall, eine Haltung der abschätzigen Abwertung von Welt und Menschen, um die man sich nicht kümmern muss, weil sie nicht in die eigenen Kategorien passen. Nicht nur die Renaissance-Kirche, auch die reaktionäre Kirche der Bürger und Monarchisten des 19. Jahrhunderts hat in der Kirchengeschichte tiefe Spuren der Entfremdung vom Geist Gottes hinterlassen. Selbstkritisch und prophetisch nachdenken über die Welt als Ort der Inkarnation einerseits und den „alten Adam“ mit seiner Schwerkraft aus triebhafter Machtgier und Egoismus andererseits – diese Aufgabe, stellt uns der Papst. Sie bedarf der ernsthaften, kritischen Selbstprüfung von Kirchenleitungen und Christen der sogenannten Basis in Deutschland und in Rom. Wir verstehen dieses Schwerpunktthema als einen Beitrag zu jenem Dialogprozess, der in Mannheim begonnen hat. Wir würden uns freuen, Sie liebe Leserinnen und Leser, ein Stück mit hinein zu nehmen in die Vielschichtigkeit der Fragen, die sich nur im geduldigen Zuhören und im Dialog ausleuchten lassen. Wir wünschen Ihnen in diesem Sinne ein frohes Osterfest.

Johann Spermann SJ
Martin Stark SJ
Tobias Zimmermann SJ

Die Welt nicht freiwillig räumen!

Alfred Delps Anstöße für eine Theologie des politischen Engagements

Das Schicksal der Kirchen, so gibt sich der Jesuit Alfred Delp kurz vor seiner Ermordung im Jahre 1945 überzeugt, wird abhängen von ihrer bedingungslosen Rückkehr in die Diakonie. Damit meint er „das Sich-Gesellen zum Menschen in allen seinen Situationen mit der Absicht, sie ihm meistern zu helfen (...). Damit meine ich das Nachgehen und Nachwandern auch in die äußersten Verlorenheiten und Verstiegenheiten des Menschen, um bei ihm zu sein genau und gerade dann, wenn ihn Verlorenheit und Verstiegenheit umgeben. ‚Geht hinaus‘ hat der Meister gesagt, und nicht: ‚Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt‘. Damit meine ich die Sorge auch um den menschen-tümlichen Raum und die menschliche Ordnung. Es hat keinen Sinn, mit einer Pfarrer- und Prälatenbesoldung zufrieden die Menschheit ihrem Schicksal zu überlassen.“

Tatsächlich, die erste und letzte Aufgabe von Christen und Kirche in der Welt ist das Wachhalten der Gottesfrage. Diese Gottesfrage ist aber folgenreich. Denn es geht um den Gott Jesu Christi; um den Gott des Beistandes aller Bedrückten und Bedrängten; um den Gott, den das Elend seines Volkes und das Seufzen der Kreatur so erbarmte, dass er letztlich in seinem Sohn Jesus Christus Fleisch angenommen hat, um unter uns Menschen zu leben, unser Schicksal zu teilen, um die Welt von innen heraus heilsam zu verändern. All das, was uns Menschen in der Frohen Botschaft dieses

Gottes zugesprochen ist, nämlich Trost, Heil, Erlösung, all das wird nicht abseits der bedrängenden Situationen des Lebensalltags ersehnt und erhofft. Sondern Trost, Heil und Erlösung werden gerade inmitten jener konflikthaften Lebenslagen und sozialen Lebensnöte ersehnt und erhofft, die Menschen immer neu zu bestehen und zu bewältigen haben. Deshalb das „Nachgehen und Nachwandern“, deshalb das Hinausgehen und Nichtsitzenbleiben, deshalb der persönliche Beistand wie die lebensdienliche Gestaltung der Gesellschaft – und zwar durch prophetisches Sprechen ebenso wie durch das stumme Zeugnis der helfenden Tat: in jedem Fall also wortreich wie tatkräftig.

Doch schon Delp wusste: Solch wortreiches wie tatkräftiges Wachhalten der Gottesfrage ist in der Regel ungemütlich, ja als Nachfolge des Gekreuzigten kann es selbst in lebensbedrohliche Nähe zu den lebensfeindlichen Mächten und Gewalten unserer konkreten Welt geraten. Deshalb die große Gefahr, dass sich Christen immer neu ihrer Gestaltungsverantwortung für die Welt entziehen – sei es durch ihre Scheu, sich dem Wind und Wetter der Geschichte auszusetzen, sei es durch eine mindestens latente Weltverachtung: „Geschichte wird nicht mehr zum Ort des Reiches [Gottes], sie ist beinahe von Übel. (...) Man wird irgendwie denkmüde und wegmüde, will getragen sein von Gott bis in die letzte Wirklichkeit des Denkens und Entscheidens. (...) Daß Kirche Welt ist und ihr Gesetz einstweilen das Gesetz der Wanderung und der Geschichte ist, und daß das Staub und Anstrengung bedeutet, das wird nicht sehr betont. Das bedeutet aber in einer anderen Form die Auswanderung aus der Zeit. Die Erde wird gleichsam freiwillig geräumt.“

Solche freiwillige Räumungen der Erde verlaufen nicht spektakulär und aufregend; sie verlaufen eher schleichend, in satter Selbstzufriedenheit, ja im Gewand bürgerlicher Wohlständigkeit und innerkirchlicher Wohlaufgeräumtheit. Längst sind selbst äußerlich noch christentümliche Gegenden unserer Alltags-



welt zum Missionsland geworden. Selbstkritisch geben sich 1941 Delps adventliche Fragen an seine Kirche: Läuft sie nicht Gefahr, „eine Kirche der Selbstgenügsamkeit zu werden, die ihre Gesetze und Büros und Verordnungen, ihre Klugheit und Taktik hat, ihren Bestand währt, von ihrer Vorsicht überzeugt ist? Und damit zugleich zu einer Kirche der splendid isolation zu werden, der beziehungslosen Oasenhaftigkeit?“ Und dann: „Warum haben wir dem Leben nichts zu sagen, oder besser, da wir was zu sagen haben, warum sagen wir ihm nichts?“

Delps Kritik an der Selbstgenügsamkeit seiner Kirche endet nicht bei jenen, die über eine Predigt- und Religionsunterrichtserlaubnis oder eine Pfarrer- und Pralatenbesoldung verfügen. Sie trifft alle Christen, die sich mit der Welt, wie sie ist, abgefunden oder sich in ihr gemütlich eingerichtet haben. Seine Meditation zu den Gestalten der Weihnacht von 1944 nutzt Delp zu einer harschen Kritik an den „so unerschütterlich-sicheren ‚Gläubigen‘“. Auch sie dürfen an der Krippe des zur Welt gekom-

menen Gottes fehlen. „Sie glauben an alles, an jede Zeremonie und jeden Brauch, nur nicht an den lebendigen Gott. Man muss“, gibt Delp durchaus zu, „bei diesen Gedanken sehr behutsam sein, nicht aus Angst, sondern aus Ehrfurcht. Aber es stehen so viele Erinnerungen auf an Haltungen und Gebärden gegen das Leben. Im Namen Gottes? Nein, im Namen der Ruhe, des Herkommens, des Gewöhnlichen, des Bequemen, des Ungefahrlichen. Eigentlich im Namen des Bürgers, der das ungeeignetste Organ des Heiligen Gottes ist.“ Nur ein Mensch, der sich in steter Grenzüberschreitung und Befreiung vom Gewohnten übt, wird zu sich selber als freier Mensch kommen. „Den Rebellen“, resümiert er einige Wochen später zu Epiphanie 1945 seinen Argwohn gegen jede Form bürgerlicher Wohlanständigkeit, „kann man noch zum Menschen machen, den Spieer und das Genieerchen nicht mehr.“ (alle Zitate aus: Alfred Delp, Gesammelte Schriften, 4 Bde. Hg. von Roman Bleistein, Frankfurt 1984ff.). ■

Andreas Lob-Hüdepohl

Zwischen Verweltlichung und Entweltlichung

Über die Mühe, auf einer schiefen Ebene aufwärts zu gehen

Es beginnt mit zwei Reizwörtern. Das eine ist Verweltlichung. Darunter verstehe ich eine Art von Verwahrlosung, in die der Christ und die Gemeinschaft der Christen geraten können, wenn sie der Welt die Regie über ihr Leben überlassen. Das andere ist Entweltlichung. Darunter verstehe ich eine Art Reinigung, wenn nämlich der Christ oder die Gemeinschaft der Christen tatsächlich verwahrlost sind und wieder rein werden sollen. Doch was heißt Welt? Und was hat das alles mit dem Bild von der schiefen Ebene zu tun?

Die Welt – eine Bühne mit schiefer Ebene.

Für die Antwort greife ich zurück auf eine Vorstellung aus dem Exerzitienbuch des Ignatius von Loyola. Die Betrachtung über die Menschwerdung (EB 101) beschreibt die Weltanschauung des dreifaltigen Gottes. Gott blickt auf die Welt wie auf eine Bühne, die in Schiefelage geraten ist. Dort auf dem Erdenrund sieht er die bunte Vielfalt der Menschen. Er hört, was sie reden, und sieht, was sie tun. Sie könnten ein schönes Leben haben; aber sie tun sich viel Böses an, so dass ihnen das Leben immer wieder zur Hölle wird. Wie auf einer schiefen Ebene gleiten alle dem Tod entgegen, auf Nimmerwiederssehen. Welt und Menschheit sind schwer beschädigt.

Der dreifaltige Gott entschließt sich jedoch zu handeln. In seinen Augen sind und bleiben die Menschheit und jeder einzelne Mensch gut und wertvoll. Er sinnt auf Rettung, und was er im Sinn hat, wird augenblicklich Tat: Er wirkt die Menschwerdung. In Jesus Christus betritt Gott selbst die schiefe Bühne der Welt und setzt sich dem aus, was die Menschen in den Abgrund zieht.

Wie Mose und die Propheten warnt Jesus das Volk Israel – und damit uns alle – vor dem Abgrund. „Bleibt auf dem Weg Gottes! Weicht nicht von ihm ab! Geht unbeirrt aufwärts! Die Mühe lohnt sich!“ Jesus warnt, aber er erklärt auch, und er erklärt nicht nur, sondern er geht auch selbst den Weg bergauf, und er geht nicht allein, sondern mit uns. Dabei erfährt er Widerspruch: „Du bist auf dem falschen Weg! Du bist ein falscher Führer!“ Nach den Regeln der schiefen Welt wird er beseitigt. Er fällt in den Abgrund des Todes. Dort aber ändert er die Verhältnisse: Er schenkt den Toten aller Zeiten das Leben. In Jesus Christus rettet Gott rückwirkend. Mehr noch: In diesem Augenblick hebt Gott in Jesus Christus die Welt aus ihrer Schiefelage wieder in die Waagerechte. Den Erfolg werden wir sehen, wenn er als Richter wiederkommt. Denn er ist ein Richter, der nicht nur urteilt und verurteilt, sondern das Schiefe wieder gerade richtet.

Man muss nicht mit den Augen Gottes auf die Welt schauen, um festzustellen, dass mit ihr etwas nicht in Ordnung ist. Warum kommen Adam und Eva noch immer nicht miteinander zurecht? Warum erschlägt Kain noch immer den Abel? Warum reden Leib und Seele so oft aneinander vorbei? Warum stehen sich Denken und Glauben so fremd und oft feindselig gegenüber? Warum vertragen sich Wir und Ich so schlecht? Warum werden die einen zu Tä-

tern und die anderen zu Opfern? Warum gibt es so viel Berechnung und so wenig Ehrfurcht?

Über diese Fragen grübelt die Menschheit, seit sie denken kann, aber sie findet keine klare Diagnose. Intensiv doktert sie an sich herum; aber sie findet keine wirksame Therapie. Viele Menschen resignieren und ergeben sich dem Schicksal. Einige greifen zur Gewalt, um die Verhältnisse zu bessern. Andere verkünden: Leben und Treiben auf der schiefen Ebene sind eigentlich normal, weil schon immer so. Und dann mischen sich suggestive Fragen ein: Ist die schiefe Ebene wirklich so schief und so gefährlich? Ist es nicht angenehm, locker und sanft bergab zu gehen? Warum widerstehen? Warum die Mühe? Ist das nicht sinnlos? So wird die Misere verharmlost. Aus der Sicht der Weltanschauung Gottes ist das die Ur-Versuchung der beschädigten Menschen: das Beschädigtsein für normal zu halten, sich anzupassen und weiterzumachen wie bisher.

Auf der schiefen Bühne aufwärts gehen!

Christen sind Menschen, die die Diagnose des dreifaltigen Gottes über den Zustand der Welt und der menschlichen Geschichte annehmen: Die Beschädigung ist tödlich; der Mensch kann sie nicht beheben; er bleibt dem verhängnisvollen Zug nach unten ausgeliefert. Christen sind aber auch Menschen, die die Therapie Gottes annehmen: Sie lassen sich von Jesus Christus ergreifen und festhalten; sie lassen sich von ihm führen; sie gehen mit ihm den Weg aufwärts und widerstehen dem Abwärtstrend. Sie erklären auch öffentlich, dass die schiefe Bühne nicht normal ist. Sie werben dafür, sich an Jesus Christus festzuhalten. Sie weigern sich, Komplizen eines tödlichen Irrtums und einer listigen Verführung zu sein. Mit

anderen Worten: Sie wollen nicht verweltlichen. Sie wollen nicht der Welt die Regie über ihr Leben überlassen.

Doch was heißt das konkret? Wie gehe ich mit Jesus auf der schiefen Welt- und Lebensbühne bergan? Wie steuere ich gegen den Zug nach unten? Wie macht es die Gemeinschaft der Christen?

1. Wir sind froh und dankbar, in Jesus Christus jemanden an der Seite zu haben, der uns die Welt deutet, das Schicksal mit uns teilt und uns auf dem Weg zu Gott führt und begleitet. Keiner ist allein auf dem Weg.

2. Wir überprüfen, wofür wir Zeit haben und wofür nicht. Wenn wir etwas wichtig finden, uns aber keine Zeit dafür nehmen, sind wir schon im Bann der schiefen Ebene und sollten gegensteuern.

3. Wir versuchen, im Kontakt mit der Weltanschauung Gottes zu bleiben. Darum nehmen wir uns am Sonntag Zeit für den Gottesdienst. Denn das ist der Ort, wo sich das Volk Gottes die Geschichte seiner Rettung ins Gedächtnis ruft und das große Dankgebet spricht.

4. Wir bemühen uns, die Weltanschauung Gottes immer besser zu verstehen und anderen gut zu erklären. Darum nehmen wir uns Zeit, um in der Bibel zu lesen, allein und mit anderen. Wir nehmen uns auch Zeit, um unser Wissen über den christlichen Glauben zu vertiefen.

5. Wir wenden uns den Mitmenschen zu, besonders denen, die in Not sind. Wir geben ihnen von unserer Zeit, gratis. Wir beherzigen, dass jeder Mensch ein Wunschkind Gottes ist, trotz allem, was an ihm schief und störend ist.

Solange wir das tun, geschieht Entweltlichung als eine Form von Reinigung, und wir werden nicht verweltlichen. ■

Wendelin Köster SJ



Was fesselt mich?

Jemand kommt aus dem Kino und sagt: „Dieser Film hat mich ganz gepackt, richtig gefesselt.“ Es kann großartig sein, von einem Ereignis, einem Musikstück oder auch von einem Menschen ganz hingerissen zu sein. Doch wenn es uns dauerhaft fesselt, werden wir vorsichtig. Denn unsere Freiheit steht auf dem Spiel. Auch Angst und Schrecken können uns fesseln – und nicht mehr loslassen. Wenn wir uns aus der Faszination für eine Sache oder aus dem Schrecken vor einer Macht dieser Welt nicht mehr lösen können, dann ist unsere Seele verkauft. Eine Art von „Götzendienst“ hat begonnen. „Dies alles will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest.“ (Mt 4,9).

Ignatius von Loyola beginnt seinen „Bericht des Pilgers“ mit folgendem Satz: „Bis zum Alter von sechszwanzig Jahren war er den Eitelkeiten der Welt ergeben.“ Seine Bekehrung war ein jahrelanger Kampf, mit Gottes Hilfe diese Fessel der Eitelkeit wieder los zu werden. Die Eitelkeit der Welt kann einen Menschen völlig beherrschen: Wie sehen mich die anderen? Warum beachtet mich keiner? Ich muss im Internet möglichst oft auftauchen. So können Angst und Sorge um den guten Ruf einen Menschen wirklich versklaven. Das Gesetz der Fesselung lautet: Jemand taugt nur so viel, wie er Beachtung findet.

Jahre nach seiner Bekehrung beschreibt Ignatius in seinem Exerzitienbuch noch etwas genauer, von welchen irdischen „Mächten“ sich die Menschen am ehesten beherrschen lassen. Er nennt – in guter geistlicher Tradition – diese Mächte „Versucher“ oder „Feind

der menschlichen Natur“. Die populärste Strategie des Versuchers ist die Habsucht. Diese verbindet sich leicht mit der schon genannten Eitelkeit. Und dann versteigt sich der Mensch leicht in den Hochmut. In diesen drei Begierden sieht Ignatius die größten Versuchungen des Menschen. Er verliert dadurch seine Freiheit, Gott und den Menschen zu dienen. Diese drei Stufen, sich von weltlichen Dingen beherrschen zu lassen, könnte man nennen: „mehr haben wollen“, „mehr gelten wollen“ und „mehr sein wollen.“ Wer einer irdischen Sache verfallen ist, der verfällt. Zwei große Dramen der deutschen Literaturgeschichte haben dies klassisch inszeniert: Goethes „Faust“ und von Hofmannsthals „Jedermann“.

Manche Formen des Verlustes der Freiheit sind unübersehbar. Jeder kennt Suchtkranke und rastlos Getriebene, die aus dem Teufelskreis nicht mehr herausfinden. Neben solch dramatischen Formen der Fesselung gibt es in jedem Leben eine Fülle von „ungeordneten Anhänglichkeiten“, wie Ignatius dies nennt. Wie kommt man ihnen auf die Spur? Das kann ganz gewöhnlich in den Wochen der Fastenzeit geschehen, wo freiwillige Verzichtes uns helfen, Anhänglichkeiten aufzuspüren und sich mit Gottes Hilfe von ihnen zu lösen. Die Achtsamkeit auf unsere heftigen Gefühlsreaktionen lässt uns leichter verstehen, woran unser Herz wirklich hängt. Sind es Werte, die Jesus uns lehrt, oder Annehmlichkeiten, die begonnen haben, uns zu beherrschen? Sehr nützlich kann es sein, von Zeit zu Zeit einen Lebensrückblick („révision de vie“) zu halten und diesen eventuell mit einer Beichte zu verbinden. Der Psalmist besingt diese lösende Kraft Gottes: „Du hast meine Fesseln gelöst.“ (Ps 116,16). ■

Franz Meures SJ

Mythos und Geschichte

Entweltlichung als Element von Traditions-kulturen

Der Verzicht auf die Sicherheiten des Alltags, der Ausstieg aus den eingespielten Lebensabläufen und die Suche nach Stille und Sammlung gelten als Quellen ungeahnter Kraft und Kreativität. Frei gewählter Rückzug, aufgezwungenes Exil oder die gewagte Verweigerung des „Status quo“ durch einen Einzelnen oder durch eine Gruppe Gleichgesinnter können einer ganzen Gesellschaft neue Impulse verleihen. Entweltlichung und Entinstitutionalisierung sind in vielen Kulturen das Fundament eines kreativen Neuanfangs, der zum Leitbild wird und dann durch Gedenk-Rituale wachgehalten wird.

Das gilt nicht nur für Christentum und Religion. So schweißte der Mythos von den heimlich auf dem Rütli versammelten Eidgenossen Generationen von Schweizern zusammen. Fundament war die unbedingte Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe außerhalb fremder obrigkeitlicher Kontrollmechanismen. Heute weiß man, dass dieser Mythos seine Geburtsstunde im 18. bzw. 19. und nicht im 13. Jahrhundert hatte. Dennoch bleibt der Wert des Mythos unbestritten, der nach 1848 eine Ansammlung vieler kleiner Volksgruppen zusammenführte, was allein durch Verfassung und Gesetze nicht gelungen wäre.

Diese Schweizer Romanze mag zum Schmunzeln reizen. Dennoch fordert sie uns dazu auf,

auch über die Bedeutung von Entweltlichung als Fundament kirchlicher Reform nachzudenken. Die Frage ist insofern relevant, als zum christlichen Glaubensgut und den ignatianischen Exerzitien die Gewissheit gehört, dass sich Gott dort besonders offenbart, wo man sich in die „Wüste“ zurückzieht.

Ein weiteres Beispiel: Ins heutige St. Gallen, einst ein Ort der Wildnis, zog sich um 612 der Ire Gallus unter strenger Mönchsregel lebend zurück. Das daraus entstandene Kloster wurde zur Wiege des Christentums ganz Alemanniens, d.h. der Nordostschweiz, Baden-Württembergs und bayerisch Schwabens. Mönche haben durch ihr weltabgewandtes Leben dem Christentum einen Nährboden bereitet, und Grundherren haben dem Kloster Güter um ihres Seelenheiles willen vermacht, so die tradierten Legenden und Chroniken. Es konnte aber nachgewiesen werden, dass die Christianisierung vom grundbesitzenden Adel und nicht von Klöstern ausging und durchgesetzt wurde. Eine kritische Auswertung der Schenkungsurkunden zeigt, dass neben dem Seelenheil auch andere Beweggründe wie Erbstreitigkeiten, der Anschluss an ein reichsweites Netzwerk und das Profitieren vom wirtschaftlich effizienteren Kloster motivierend mitspielten. Das Ergebnis war eine christliche Kultur mit tiefem Fundament – aber neben der Entweltlichung steht auch die Integration der sich anbietenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Möglichkeiten als entscheidender Faktor.

Mythos und Geschichte reichen sich hier die Hand und lassen sich nicht fein säuberlich trennen. Es entstand das Bild vom Werdegang einer christlichen Kultur, der nicht einfach frei erfunden war und mit liturgischen Feiern und künstlerischen Darstellungen wachgehalten wurde. Es zeigt sich hier aber auch, dass in je-

der Traditionskultur gewisse Faktoren ausgeblendet bleiben.

In den Anfängen der Gesellschaft Jesu gibt es ebenfalls zahlreiche Elemente von Entweltlichung: Ignatius auf dem Krankenbett, Ignatius in Manresa, seine Pilgerfahrt nach Jerusalem sowie die Fernostreise und der einsame Tod von Franz-Xaver. Die historischen Fakten sollen nicht in Zweifel gezogen werden, zumal Ignatius dabei zentrale Momente wichtig geworden sind, welche die weitere Entwicklung der Gesellschaft Jesu mitprägten. Allein die Ikonographie bestätigt aber, dass diese Elemente bereits seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert zu Merkmalen jesuitischer Identität aufgebaut und zu „Schlüsselsymbolen“ gemacht wurden. Dabei war der Werdegang von Ignatius und den ersten Jesuiten auch von anderen Faktoren bestimmt. Man denke an die gut zehn Jahre, die Ignatius im Dienste des königlichen Grossschatzmeisters Velázquez de Cuéllar verbracht hat. Ignatius kam dort mit dem Hof des spanischen Weltreiches in Berührung, das damals in der Verwaltung europaweit führend war. Dort verschaffte sich Ignatius das Rüstzeug für die Entwicklung einer Infrastruktur, mit der sich später der global ausgerichtete Orden zusammenhalten ließ.

Ignatius und die meisten ersten Gefährten durchliefen ihre akademische Ausbildung in Alcalá, der Hochburg des spanischen Humanismus, im traditionsträchtigen Salamanca und schließlich in Paris, der damals renommiertesten Universität Europas – die damals modernste und solideste akademische Bildung war ihnen allen ein wichtiges Anliegen.

Dass Ignatius als Student auf seinen Betteltouren in Flandern und England nicht mit der hohlen Hand vor Kirchtüren stand, sondern in ein europaweites Netzwerk spanischer Groß-

kaufleute trat, ist schon länger bekannt. Er hat sich aber auch den Erlös in einem Wechselbriefgutschreiben lassen, in Paris eingelöst und sich damit des damals modernsten Finanztransaktionssystems bedient.

Franz-Xaver ist wohl einsam auf der Insel Sanzian gestorben, aber er ist vorher mit einem der technisch bestentwickelten Segelschiffe in der vornehmsten Kajüte dorthin gelangt. Dahinter stand ein portugiesischer Kaufmann, der sich erhoffte, mit Franz-Xavers Unternehmen eine Handelsniederlassung in China einzurichten, was seiner und Portugals Wirtschaftsmacht riesigen Auftrieb gegeben hätte. Er war es, der Franz-Xaver 2100 kg Pfeffer zur Verfügung stellte, womit dieser einen Chinesen für die Überfahrt aufs Festland bestechen konnte.

Diese Beispiele fallen nicht in die Kategorie der Entweltlichung und spielen in den üblichen historischen Darstellungen eine erstaunlich geringe Rolle, obwohl sie die Lebensumstände der ersten Jesuiten über lange Zeit stark prägten, und obwohl zu deren Umfeld in letzter Zeit viele Studien gemacht wurden.

Die Ursprünge und der Erfolg der Gesellschaft Jesu liegen gerade auch in der Inanspruchnahme der damals neuesten Errungenschaften und Infrastrukturen. Dass diese ihren Werdegang weniger mitbestimmt hätten als die Elemente der Entweltlichung, ist nicht schlüssig und eher das Ergebnis retrospektiver und selektiver Interpretation.

Zwei Faktoren bilden das Fundament kirchlicher Reform. Beides schließt sich nicht nur nicht aus, ergänzt sich nicht nur, sondern beides ist eng miteinander verzahnt, ja geradezu untrennbar verschmolzen: „Entweltlichung“ und „Verweltlichung“. ■

Paul Oberholzer SJ

Distanz zur Welt?

Distanz zur Welt – Ursache für oder Mittel gegen sexualisierte Gewalt in der katholischen Kirche? Überlegungen des Generalvikars von Osnabrück.

Das Jahr 2010 mit den aufgedeckten Fällen sexuellen Missbrauchs durch kirchliche Mitarbeiter hat eine tiefe Spur der Erschütterung in der Kirche unseres Landes hinterlassen. Verunsicherung zeigt sich in vielen Bereichen. Es gibt nach wie vor Gesprächsbedarf, etwa über unser Verhältnis zur modernen Gesellschaft. In der Welt und doch nicht von der Welt zu sein, ist unser bleibender Auftrag. Wie kann eine Positionierung aussehen?

Jeder einzelne Fall von sexualisierter Gewalt in der Kirche ist ein Widerspruch zu ihrem Sendungsauftrag, Menschen zum Glauben zu führen, also zum Vertrauen auf Gott. Wenn Menschen in der Kirche, die ja Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott ist (Lumen gentium 1), Erfahrungen von missbrauchtem Vertrauen machen müssen, wie können sie dann noch darin ermutigt und bestärkt werden, auf Gott zu vertrauen? Die Kirche muss also auch aufgrund ihres Sendungsauftrags mit aller Kraft verhindern, dass sexualisierte Gewalt in ihr geschieht. Da die Kirche aber immer auch „Kirche der Sünder umfasst“ (Lumen gentium 8), wird es wohl auch weiterhin und trotz aller schon ergriffenen und noch zu ergreifenden Präventionsmaßnahmen

sexualisierte Gewalt in ihr geben. Sie ist auch hier „stets der Reinigung bedürftig, sie geht immerfort den Weg der Buße und Erneuerung“ (Lumen gentium 8).

Dass die Kirche diesen Weg der Erneuerung gehen muss, ist Konsens. Welche konkreten Wege zielführend sind, darüber gibt es Kontroversen. Diese beruhen wesentlich auf einer unterschiedlichen Bewertung der Ursachen für die bekannt gewordenen Missbrauchsfälle der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Bei Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen sehen so manche Anwesende in der so genannten sexuellen Liberalisierung nach 1968 eine, wenn nicht die Ursache für die zahlreichen Fälle sexuellen Missbrauchs in den Folgejahren. Richtig daran ist, dass sexueller Missbrauch nicht allein ein kircheninternes Phänomen und Problem ist, sondern ein gesamtgesellschaftliches. Auch ist nicht zu übersehen, dass sich familiäre Strukturen in den vergangenen 40 Jahren in Deutschland massiv verändert haben mit der Folge von Familiendysfunktionen. Nicht zu leugnen ist weiter, dass eine in dieser Zeit entwickelte emanzipatorische Sexualerziehung von selbsternannten „Anwälten kindlicher Sexualität“ für eigene pädophile Interessen missbraucht worden ist. Als Konsequenz aus diesem Sachverhalt wird nun bisweilen behauptet, wenn die Kirche stärker auf Distanz zur Gesellschaft ginge, würde dies sexuellem Missbrauch in den eigenen Reihen wirksamer vorbeugen.

Dem gegenüber steht die Erkenntnis, dass bei sexuellem Missbrauch meist nicht das Sexuelle im Vordergrund steht, sondern „sexueller Missbrauch ist Machtmissbrauch“ (Ursula Enders). Ebenso wichtig ist es, zwischen sexuellem Missbrauch und Pädophilie zu unter-

scheiden. Nur ein Bruchteil der Missbrauchs-täter ist tatsächlich pädophil. Durch die umfangreiche öffentliche Diskussion ist deutlich geworden: Zumeist handelt es sich um „Ersatzhandlungstäter“ aus dem unmittelbaren sozialen Umfeld, die sexualisierte Gewalt anwenden.

Die Popularisierung des Themas und die Stärkung des Rechts auf sexuelle Selbstbestimmung haben nicht zur Zunahme der Fälle geführt, sondern zur Zunahme der Zahl der bekannt gewordenen Fälle, auch in der Kirche (bei der Annahme einer gleichbleibenden Dunkelziffer): „In den letzten Jahrzehnten fand eine enorme gesellschaftliche Enttabuisierung der Sexualität statt, was sich in der Veränderung der Gesetze und Rechtsprechung niederschlägt. Seit die Opferrechte zunehmend Stärkung erfahren, wagen sich Menschen aus ihrer Isolation, um zu berichten, was ihnen angetan wurde.“ (Ursula Gasch) .

Dieser Wandel der Sichtweise vollzieht sich jedoch in der katholischen Kirche zeitversetzt. Ursula Gasch sieht eine Begünstigung sexueller Übergriffe und deren Vertuschung durch kircheninterne Strukturen: „Hingegen trug der bislang innerhalb der Kirche vorherrschende, durch Verdrängung und Verleugnung geprägte Stil im Umgang mit dem Thema Sexualität an sich und der Problematik sexuellen Missbrauchs insbesondere dazu bei, dass sich Täter relativ unbehelligt hinter dem Schutz kirchlicher Strukturen verstecken konnten.“

Die Kirche hat im letzten Jahr nach dem Bekanntwerden zahlreicher Fälle von sexualisierter Gewalt in ihrem Bereich, angestoßen durch Pater Klaus Mertes SJ, Richtiges getan: Sie hat Fachkompetenz „von außen“ in Anspruch genommen und sich die Erfahrungen von zahl-

reichen Fachfrauen und -männern, die sich schon seit Jahren in unserer Gesellschaft für die Prävention einsetzen und um Betroffene sorgen, zunutze gemacht. Daraus erwachsen sind konkrete Regelungen und Praxishilfen, die sexualisierte Gewalt in Gemeinden, Schulen, Internaten, Jugendverbänden und karitativen Einrichtungen verhindern wollen, indem sie für Strukturen und Symptome sensibilisieren und den dort Verantwortlichen Verhaltensregeln für den Umgang mit Grenzverletzungen geben. Wichtiger ist noch, dass das Thema in fast allen kirchlichen Einrichtungen aus der Tabuzone geholt wurde. Für eine glaubwürdige Verkündigung sind Informationen und kritische Anfragen „von außen“ für die Kirche lebensnotwendig. Der Dialog mit der Welt war und ist für die Kirche auch Hilfe und Stütze.

Der Kirche darf es aber nicht nur um sich selbst gehen. Aus ihrer religiösen Sendung fließen „Auftrag, Licht und Kraft, um der menschlichen Gemeinschaft zu Aufbau und Festigung nach göttlichem Gesetz behilflich zu sein“ (Gaudium et spes 42). Daher ist es der Kirche auch aufgegeben, gegen sexualisierte Gewalt als gesamtgesellschaftliches Phänomen anzugehen. Diese Aufgabe kann sie leisten, wenn sie drei Voraussetzungen erfüllt:

Sie muss eigene Fehler zugeben und korrigieren können; sie muss transparent und glaubwürdig mit Opfern und Tätern sexualisierter Gewalt in eigenen Einrichtungen umgehen; und sie darf sich nicht von der Gesellschaft distanzieren, sondern muss in ihrer Mitte stehen und gegen das Auseinanderbrechen des Evangeliums, das zu verkünden ihr aufgetragen ist, und der Welt, der Gesellschaft arbeiten. ■

Theo Paul

Heilung und Heiligung der Gesellschaft

„Glücklich seid ihr, die ihr die kleinen Schritte wagt und die Spannung zu den großen Zielen aushaltet. Ihr werdet durch den Mut zum Fragment den Weg zur Menschlichkeit finden.“ (Michael Fischer)

Das christliche Engagement im Gesundheitswesen hat eine lange und bewährte Tradition. Bei der Fürsorge für Kranke haben Christen ihr größtes Vorbild in Jesus selber, der sich kranken und aussätzigen Menschen zuwandte und diese heilte. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter macht darauf aufmerksam, dass die Versorgung eines Kranken oder Leidenden komplex und vielschichtig ist. Der heutige Alltag in Krankenhäusern beinhaltet medizinische und pflegerische sowie administrative Elemente mit dem primären Ziel guter und professioneller Arbeit zum Wohl des Patienten. Durch zahlreiche Faktoren sind Krankenhäuser äußerst dynamische und gleichzeitig empfindliche Schmelztiegel für Konflikte. Wie steht es dabei aber um das christliche Zeugnis in der Welt, hier: im Krankenhaus? Unterscheidet sich ein christlicher Mitarbeiter von einem nicht-christlichen Kollegen?

Als Heinrich Pesch Haus machen wir im Rahmen von Führungskräfte trainings, Weiterbildungen für Ethikkomitees oder Profilschärfungsprozessen die Erfahrung, dass Arbeit im Krankenhaus gewissermaßen ständige Krisenintervention ist. Der Grund dafür liegt eigentlich auf der Hand: Mitarbeiter eines Kranken-

hauses treffen dort auf Menschen, die aufgrund physischer oder psychischer Faktoren aus ihrem „normalen“ Leben herausgerissen sind. Es ist daher die ständige Präsenz individuell empfundener Not, welche die Arbeit im Krankenhaus prägt und noch von hohem (zeitlichem und finanziellem) Druck begleitet wird.

Auf den hl. Vinzenz von Paul, dessen Leben vom Einsatz für kranke Menschen geprägt war, geht der vielschichtige wie einfache Satz zurück: „Sorgt, so gut ihr könnt.“ Einerseits einfach, weil der Satz prägnant die Maxime aufstellt, in der Sorge keine Mühen zu scheuen. Vielschichtig andererseits, weil damit implizit Abstand genommen wird von einem Diktat der Perfektion und Allmacht. Es wird dem Umstand wertschätzend Rechnung getragen, dass das Wirken des Menschen immer fragmentarisch bleiben darf. Das „so gut ihr könnt“ rechnet gewissermaßen damit, dass man irgendwann einmal oder vor gewissen Problemen selbst eben nicht mehr kann, ja möglicherweise sogar machtlos ist. Wir dürfen uns von dem Pflichtgefühl befreien, alles zum Guten wenden zu müssen. Übrigens ist das Scheitern gegenüber diesem Pflichtgefühl nicht selten der Grund für Verzweiflung und Resignation. Umgekehrt heißt das dann aber auch, dass zum Beispiel die Spannung zwischen dem Anspruch an gute Arbeit und der Wirklichkeit wiederkehrender Momente des Scheiterns auszuhalten ist.

Christen und Nichtchristen stehen vor der gleichen Aufgabe: Sich angesichts besonderer Krisen und Konflikte angemessen zu verhalten, Spannungen auszuhalten, sich selbst von überhöhten Leistungserwartungen zu befreien und entsprechende Situationen durchzustehen. Das spezifisch Christliche im Krankenhausalltag ist nicht messbar oder an nackten Zahlen ablesbar. Ordentliche Vollzüge

bis hin zu unangenehmen Personalentscheidungen müssen Christen wie Nicht-Christen gleichermaßen treffen. Das unterscheidbar Christliche findet sich in einer gewissen Haltung und verinnerlichten Gewohnheiten (ethisch gesprochen: Tugenden), aus denen heraus gearbeitet und dem Mitmenschen – seien es Kollegen, Geschäftspartner oder eben Patienten – begegnet wird. Wenn viele Menschen aus diesen Haltungen heraus leben – und dies ist die Voraussetzung für eine entsprechende Umsetzung etwa bei der Arbeit im Krankenhaus –, entwickelt sich ein besonderer Geist, welcher vielfach in konfessionellen Krankenhäusern für Patienten, Angehörige, Mitarbeitende und Geschäftspartner zu spüren ist. Äußerlich „messbar“ ist das dann oft nur indirekt und auf lange Sicht gesehen, wenn gewisse Werte nachhaltig durchgehalten werden: Zum Beispiel im beharrlich wertschätzenden Umgang mit den Sorgen der Menschen, im Zugeständnis persönlicher Begrenzung und Fehlbarkeit bei sich selbst

oder etwa dem Mitarbeiter oder auch in der Bereitschaft zu Kritik und offener Kommunikation.

Beim Einzelnen müssen christliche Tugenden wie Geduld, Hoffnung oder Demut verinnerlicht werden und wiederum aus und in dem Inneren wirken. Wenngleich auch dies keine Garantie für fehlerfreies Handeln oder keinen Schutz vor dem Scheitern darstellt, wird dadurch zumindest ein weiterer Deutungshorizont aufgerissen, dem entsprechend sich zu verhalten der christliche Glaube einlädt. Christen sind dabei also nicht die Einzigen, doch ihr Hintergrund legt ihnen nahe, beim dem Versuch nicht die Letzten sein, der Welt als eine Art exemplarische „Heilige“ zu dienen. Erst der beharrliche Versuch zu Verwirklichung und Umsetzung dieser Haltungen ermöglicht Heilung und Heiligung in der Welt. ■

Dr. Klaus Klother
Birgit Meid-Kappner



Foto: Weigand

Gott zwischen den Kochtöpfen finden

Lange Jahre stand in meiner Nähe die Spruchkarte „Gott ist auch zwischen den Kochtöpfen zu finden“ – ein Zitat aus den Schriften der großen Theresa von Avila (1515–1582).

Sicher, es gehört auch zu einem Jesuiten, dass er sich zwischen Kochtöpfen zurechtfindet und mit ihnen vielleicht so umgehen kann, dass andere sich über ein gutes Essen, je nach Talent zubereitet, freuen können und damit sogar zu einer Ahnung von Gott und der Schönheit seiner Schöpfung finden können.

Doch der Satz geht tiefer. Er offenbart eine Lebens- und Glaubenshaltung, die mit einer Spiritualität zu tun hat, die Alltag und Fest verbindet, die Glaube und Welt in Zusammenhang bringt, die die Menschwerdung Gottes ernst nimmt und konkret macht.

Der Satz bringt zum Ausdruck, dass ich Gott bei allem, was ich tue, auf die Spur kommen kann, wenn ich es in einer bestimmten Weise tue. Oder von ihm her gesprochen: dass Gott mir und meiner Sehnsucht nach Sinn und Heilung, nach Glück und Vollendung auf die Spur kommen kann, wenn ich mich für ihn und seine Welt öffne, ganz gleich, wo ich stehe, ob bei den Kochtöpfen oder vor Schülerinnen und Schülern, ob bei der Pflege von Kranken oder beim Suchen nach einer neuen Vision für ein Projekt, das ich beginnen soll.

Doch worauf kommt es an, welche Weise des Tuns ist gemeint? Welche Haltung tut Not? Ignatius schreibt einmal: „Nicht das Vielwissen sättigt die Seele, sondern das Verkosten der Dinge von Innen her.“ Anders gesagt: Nicht das Ansammeln von Wissen, nicht das immer

mehr und immer anders, nicht die Quantitäten führen uns zur Erfüllung, zum Ankommen beim Wesentlichen, bei uns selbst und bei Gott, sondern das Verweilen und Verstehen des Einzelnen, die Suche nach seiner Mitte und das, was hinter ihm steht und was es im Innersten trägt. Es geht um Schauen, Schmecken und Verkosten, es geht um Begegnung und Beziehung, es geht darum, den zu entdecken, der allem Dasein gibt, Wachstum und Werden.

Und das Glück des Menschen zeigt sich in der Erfahrung, beim Wachsen und Werden, das jedem menschlichen Dasein aufgegeben ist, mitwirken zu dürfen. Mitzuwirken in der Haltung der achtsamen Hingabe, mit Herz und Verstand und dem Bewusstsein, darin mit IHM verbunden zu sein und dem zu dienen, der der Grund von allem ist: Gott.

Und diese Welt ist der Ort, wo nach Gottes Wille und Menschwerdung Himmel und Erde sich berühren, wo Gott Wohnung genommen hat, damit wir IHN und ER uns findet. Auch wenn Seine Welt nicht einfach von unserer Welt ist. Vielmehr soll unsere Welt immer mehr von Seiner Welt werden. Deshalb dürfen wir auch bitten, wie es Hanns Dieter Hüsch einmal formulierte: „Er möge von seiner Heiterkeit ein Quentchen in uns hineinpflanzen, auf dass sie bei uns wachse, blühe und gedeihe, und wir unseren Alltag leichter bestehen... Wir bitten ihn um seinen Trost, um seine Hilfe, um seinen Verstand und um seine Gnade. Und darum, dass der Hass die Welt verlasse und die Liebe in allen Menschen wohne, um uns von Gottes Zukunft zu erzählen.“

Ja, unsere Welt werde immer mehr von Seiner Welt. Deshalb ist ER Mensch geworden, deshalb ist „ER auch zwischen den Kochtöpfen zu finden.“ Und wer sich auf die vielen „Kochtöpfe“ einlässt, steht in einer guten Tradition von Mystik und handfestem Glauben und er weiß Theresa von Avila, Ignatius von Loyola und manch andere an seiner Seite. ■

Joachim Gimbler SJ



Kirchensteuer

Weltweit benötigt jede Glaubensgemeinschaft für ihre Zwecke Geld. Auch die Religionsgemeinschaften in Deutschland. Die Sorge für die Gläubigen und ein lebendiges kirchliches Leben, Caritas und solidarische Hilfe im Inneren wie in der Einen Welt gibt es nicht zum Nulltarif.

Die deutsche Geschichte hat für die christlichen Kirchen, für die jüdische Gemeinschaft und für möglicherweise eine Reihe weiterer Religionsgemeinschaften ein System der Kirchenfinanzierung hervorgebracht, das als eine Besonderheit gelten darf. Ausgangspunkt der heutigen Kirchensteuer sind die Enteignungen der Kirche am Ende der napoleonischen Zeit. Die weltlichen Herren, denen das Kirchengeneigentum in die Hände fiel, sollten zur Entschädigung selbst für eine angemessene Ausstattung der Kirche sorgen. Bald begannen kleinere Territorialstaaten, den Kirchen ein Recht zur Steuererhebung einzuräumen. Das war die Geburtsstunde der Kirchensteuer, die dann in der Weimarer Reichsverfassung rechtlich verankert wurde und dies auch im heutigen Grundgesetz noch ist. Alle Bundesländer haben zur Ausführung die nötigen Landesgesetze geschaffen, denen auf kirchlicher Seite Kirchensteuerordnungen entsprechen.

Unumstritten ist sie aber keineswegs, die Kirchensteuer. Einige Kritiker haben grundsätzliche Einwände und argumentieren, dass sie der gebotenen Trennung von Kirche und Staat widerspreche. Andere – unter ihnen viele engagierte Kirchenmitglieder – sind zwar durchaus bereit, einen Kirchenbeitrag zu leisten, aber nicht in Gestalt der Steuer, sondern

so, dass sie selbst über die Zwecke und Empfänger ihres Geldes entscheiden. Eine Zweckbindung ist nämlich bei der Kirchensteuer – wie auch bei jeder anderen Steuer – nicht möglich. Schließlich findet die Kirchensteuer auch bei denen kaum Akzeptanz, die die Kirchen ohnehin für ein Auslaufmodell halten und deren Beitrag zur gesamtgesellschaftlichen Orientierung und zu einer Kultur der Solidarität und Hilfe für Menschen in Not für überflüssig halten.

Die Kirchenverantwortlichen in Deutschland erwidern auf die Kritik, dass die Kirchensteuer die Sphären von Staat und Kirche sauberlich auseinanderhält. Denn es ist die Kirche, die die Steuer erhebt, und zwar als Mitgliedsbeitrag und nur von ihren Gläubigen. Sie setzen sich auch mit dem Argument auseinander, das immer wieder mit großem Pathos vorgebracht wird, dass nämlich in Italien die Dinge vorbildlich seien, weil dort der Steuerpflichtige einen bestimmten Teil seiner Steuerschuld nach freiem Ermessen einer sozialen Organisation seines Vertrauens – besonders auch der katholischen Kirche – zuwenden kann. Die Befürworter der deutschen Kirchensteuer wenden dagegen ein, in Italien handele es sich eben um staatliches Geld, das der Kirche überlassen werde, nicht um Kirchengeld, das zu keinem Zeitpunkt dem Staat zustehe. Die deutsche Kirchensteuer entlastet dabei den Staat in großem Umfang. Alle Gelder, die die Gläubigen mittels ihrer Kirchensteuer ins Bildungswesen und vor allem in soziale und karitative Einrichtungen geben, würden bei Fortfall der Kirchensteuer allgemein vom Steuerzahler aufzubringen sein, was einen spürbaren Mehrbedarf an Finanzmitteln mit sich bringen würde.

Denen, die selbst entscheiden wollen, wem der Kirchenbeitrag zufließen soll, halten die

Befürworter der Kirchensteuer entgegen, dass eine langfristig konzipierte Arbeit der Kirche nicht gut möglich sei, wenn ständig neu Gelder eingeworben werden müssen und die Finanzgrundlagen von Aktivitäten nicht stabil ist. Es gebe zudem Gerechtigkeitsprobleme, wenn man ständig Finanzunterstützung einwerben muss, weil weniger spektakuläre Aktivitäten und die Arbeit in unpopulären, aber kirchlich wichtigen Bereichen sonst ins Hintertreffen geraten würden. Gegen diese Überlegung hilft auch der beliebte Hinweis auf die Situation der Kirche in den USA wenig, wo freiwillige, oft mit großem Aufwand gewonnene Zuwendungen das Leben der Gemeinden und Bistümer finanzieren. Die Art und Weise, wie man in beiden Ländern Gutes tut, ist eben doch sehr verschieden; was übrigens die deutschen Bistümer nicht daran hindert, verstärkt nach amerikanischem Vorbild auch auf Fundraising usw. zu setzen.

Die Kirchensteuer ist nützlich für die Kirche und erleichtert ihr und den anderen steuererhebenden Religionsgemeinschaften in Deutschland viele Aktivitäten. Davon haben nicht nur die Kirche und die Menschen in praktisch allen Notgebieten dieser Welt Nutzen, denen ja auch Kirchensteuergelder in hohem Maße zugutekommen. Auch die Möglichkeiten einer direkten Unterstützung römischer Aktivitäten würden erheblich geschmälert.

Gleichwohl ist natürlich richtig, dass die Kirchensteuer für die Kirche nicht lebensnotwendig ist. Es gibt zahllose andere Systeme der Kirchenfinanzierung, und die Kirche kann auch da in Blüte stehen, wo sie selbst wenig materielle Möglichkeiten hat. Papst Benedikt XVI. hat während seines Besuchs in Deutschland im vergangenen September beharrlich

gemahnt, man solle sich in der Kirche vor allem um einen lebendigen Glauben kümmern und nicht primär um die Organisation des Kirchenlebens. Er hat damit eine Versuchung thematisiert, welche die Kirchensteuer befördern kann: dass man sich auf der Grundlage eines sicheren materiellen Auskommens zu wenig darum kümmert, das Feuer des persönlichen Glaubens und der Liebe immer wieder zu entfachen und zum Leuchten zu bringen, und stattdessen im Übermaß institutionelle Probleme bearbeitet. Diesen unbedingten Vorrang des Geistlichen meint der Papst wohl, wenn er auf eine „Entweltlichung“ der Kirche drängt.

Die wirtschaftliche Stärke Deutschlands hat dazu geführt, dass die deutschen Bistümer im vergangenen Jahr über 5 Mrd. Euro Kirchensteuer eingenommen haben. Sie geben über ihre Verwendung Rechenschaft. Eine Dauer hat aber diese hohe Einnahmesumme nicht. Die Gläubigenzahlen sind rückläufig. Die Bistümer haben bereits beträchtliche Sparprogramme aufgelegt. Sie sollten dies als Chance zur Profilverbesserung nutzen! Zugleich kommen auch auf die Orden und wohl auch die Klöster schwierigere Zeiten zu: Sie haben keinen Anspruch auf Kirchensteuer und können nur indirekt Nutzen von ihr haben. Sie laufen Gefahr, kirchensteuerfinanzierte Unterstützungsleistungen der Bistümer nicht länger zu erhalten und in erhebliche wirtschaftliche Engpässe zu geraten. Ob es eine Stunde der Profilierung auch der Orden wird, ist noch offen. Oder auch der Kreativität, die dann der ganzen Kirche zugute kommen könnte! ■

Hans Langendörfer SJ

Staat und Kirche

Das Verhältnis von Staat und Kirche ist wieder einmal in der Diskussion. Forderungen nach einem Ende der Leistungen des Staates an die Kirchen, der Kirchensteuer, des Religionsunterrichts an den Schulen, der Theologie an den Universitäten sind laut geworden. Gegenüber denen, die solche radikalen Forderungen erheben, gegenüber neuen Laizisten, alten Atheisten und vielen, die es nicht so genau wissen (wollen oder können), sind einige einfache und zugleich grundsätzliche Einsichten in Erinnerung zu rufen:

Erstens. Der Staat des Grundgesetzes ist weltanschaulich neutral, er verfißt selbst keine Weltanschauung, favorisiert keine bestimmte Religion oder Weltanschauung, um so die Religionsfreiheit seiner Bürger zu ermöglichen. Er gibt ausdrücklich Raum für die starken Überzeugungen seiner Bürger, die die Zivilgesellschaft prägen und so den Staat tragen. Er ist also kein säkularistischer Staat, also auch kein Staat der einen säkularen Humanismus befördert und Religion aus der Öffentlichkeit verdrängt! Genau das aber wollen die Laizisten mit ihren Forderungen.

Die grundgesetzlich garantierte Religionsfreiheit ist zugleich die Aufforderung an die Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften und ihre Mitglieder, aus dem Raum des Innerlichen, des bloß Privaten herauszutreten und den Gemeinsinn mit zu formen, an der Gesellschaft mitzubauen, also öffentlich zu wirken,

„weltlich“ zu werden. Weil der Staat des Grundgesetzes nicht alles selbst erledigen kann und will, lädt er dazu ein, dass die Bürger aus ihren jeweiligen Überzeugungen heraus und nach gemeinsamen Regeln subsidiär zusammenwirken, über religiöse und kulturelle Unterschiede hinaus gemeinsam das soziale, kulturelle und politische Leben gestalten.

Für einen breiten Werte-Konsens

Zweitens. Für den Zusammenhalt einer pluralistischen Demokratie, einer in vielerlei Hinsicht widersprüchlichen Gesellschaft reicht offensichtlich nicht allein das aus, auf das zunächst und ganz selbstverständlich hingewiesen werden kann und muss: die gemeinsame Sprache, die Anerkennung von Recht und Gesetz, der vielgerühmte und notwendige Verfassungspatriotismus. Auch nicht die Beziehungen, die die Gesellschaftsmitglieder über den Markt und über den Arbeitsprozess miteinander eingehen. Über all dies Notwendige hinaus bedarf es grundlegender Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen in dem, was wir Maßstäbe, Normen, „Werte“ nennen. Es bedarf tendenziell gemeinsamer Vorstellungen von der Freiheit und ihrer Kostbarkeit, von Inhalt und Umfang von Gerechtigkeit, vom Wert und der Notwendigkeit von Solidarität, von sinnvollem und gutem Leben, von der Würde jedes Menschen, von der Integrität der Person, von Respekt und Toleranz usw.

Dieses nicht politische, sondern weltanschaulich-moralische Fundament einer gelingenden Demokratie ist nicht einfach und ein für

alle Mal da, sondern ist gefährdet, kann erodieren, ist umstritten, muss immer wieder neu erarbeitet werden. Das ist der Sinn des oft zitierten Satzes von Ernst-Wolfgang Böckenförde: „Der freiheitliche, säkulare Staat lebt von Voraussetzungen, die er nicht selbst garantieren kann.“ Die Verantwortung für diese Voraussetzungen tragen die kulturellen Kräfte einer Gesellschaft und darin eben auch und in besonderer Weise Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften! Oft wird abwehrend gesagt, man solle Religion und die Kirchen nicht funktionalistisch darauf reduzieren, der moralische Kitt einer Gesellschaft zu sein oder jedenfalls für diesen sorgen zu müssen. Darauf reduzieren gewiss nicht! Aber die Kirchen sollten sich dieser Aufgabe, diesem Dienst an der demokratischen Gesellschaft nicht entziehen – um der Demokratie und auch um ihrer selbst willen.

Drittens. In unserem Staat gilt das Prinzip der Subsidiarität, das heißt der Staat soll und will nicht alles selbst erledigen, alle Aufgaben verstaatlichen, sondern er delegiert Aufgaben an die Bürger und ihre zivilen, sozialen Organisationen. Genau vor diesem Hintergrund ist über die kritisch angesprochenen Kirchenfinanzen zu reden. Es geht bei der staatlichen Unterstützung diakonischer bzw. karitativer Einrichtungen nicht um ungerechtfertigte Finanzierung von Kirchen. Diese erhalten die Mittel für Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser, Jugend- und Altenpflege gerade nicht, weil sie Kirchen sind, sondern weil sie den Staat bei seinen zentralen Aufgaben als Sozial-, Bildungs- und Rechts-Staat unterstützen. Indem der Staat viele seiner Aufgaben ver-

schiedenen Trägern – nicht nur Kirchen, sondern auch ganz unterschiedlichen freien Wohlfahrtsverbänden und zivilgesellschaftlichen Organisationen – überträgt und diese entsprechend finanziell unterstützt, fördert er die Vielfalt von Angeboten und damit den sozialen und kulturellen Reichtum unserer Gesellschaft. Unter der Perspektive des Subsidiaritätsprinzips kehrt sich das Vorzeichen der Rechnung um: Dann erscheint der Eigenbeitrag der Gläubigen als finanzielle Unterstützung des Staates – mindestens als Gewinn für beide Seiten.

Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung hat 2008 unter dem Titel „Religion als Ressource sozialen Zusammenhalts?“ eine „empirische Analyse der religiösen Grundlagen sozialen Kapitals in Deutschland“ vorgelegt. Diese Analyse würdigt „das Potential der Religion, über Identitäts- und Statusgrenzen hinweg integrierend zu wirken und damit brückenbildendes Sozialkapital zu generieren“. Der Befund ist einfach und überzeugend: „Für alle betrachteten religiösen Gruppen gilt, dass öffentliche religiöse Praxis mit einem größeren Freundschaftsnetzwerk und einer regeren Sozialibilität (Fähigkeit, sich sozial zu verhalten) einhergeht und damit eine bedeutende Quelle sozialer Integration darstellt.“ Der säkulare demokratische Rechtsstaat wäre sehr dumm, wenn er auf dieses Potential verzichten würde! ■

Wolfgang Thierse MdB

Bevormundung oder Partnerschaft

Das schwierige Verhältnis zwischen Kirchenhierarchie und engagierten Katholiken in Politik und Gesellschaft

Das Spannungsverhältnis zwischen parlamentarischen Entscheidungen katholischer Mandatsträger und dem Wahrheitsanspruch des katholischen Lehramts bricht sich an vielen Orten in unterschiedlicher Intensität Bahn. So kann man den harmlosen Satz von Kardinal Meisner vernehmen: „Was christlich ist, kann nicht die CDU definieren, das machen wir!“ Andernorts wird gar mit Drohungen gearbeitet: „Katholische Abgeordnete, die sich im Parlament für das In-Vitro-Gesetz aussprechen, müssen mit der Exkommunikation rechnen!“, so der Erzbischof Henryk Hoser (Warschau-Praga). Hoch offiziell hat sich 2002 die Glaubenskongregation mit einer Lehrmäßigen Note zu diesem Thema Gehör verschafft. Überspitzt gesagt geht es in dieser Note darum, in festgelegten Politikbereichen das Gewissen katholischer Politiker an die Lehre der Kirche zu binden.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass das Bekenntnis zum freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat gegen die Kirche erkämpft werden musste. Die Idee des Gottesgnadentums führte dazu, dass die Kirche über Jahrhunderte eine autoritäre Staatsform propagierte. Dabei wurde übersehen: Es gibt eine theologische Zwangsläufigkeit von der Vorstellung des Menschen als Ebenbild Gottes zu seiner

Freiheit, die sich äußert in seinem Engagement in der Welt, in seinem Recht auf Mitbestimmung, in seinen einklagbaren Grundrechten. Dies brachte das 2. Vatikanische Konzil mit seinem Bekenntnis zum freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat wieder ans Tageslicht. In diesem Sinne waren die Verlautbarungen des Konzils ein Durchbruch, ohne dass es sich bei ihnen um einen Bruch mit der eigenen Tradition handelte.

Das Konzil führte die Kirche aus dem Irrgarten manch falscher theologischer Schlussfolgerungen heraus. Die Aufforderung, sich in Staat und Gesellschaft zu engagieren, war nicht neu, jedoch erschien diese Aufforderung durch den positiveren Blick auf die Welt in anderem Licht. In diesem Licht tritt das Spannungsfeld Politik – Religion noch klarer zutage.

Denn nehme ich meinen Glauben ernst, dann ist dessen Kern tatsächlich jeder Mehrheitsentscheidung entzogen. Der demokratische Parlamentarismus bedarf jedoch eines anderen Diskurses. Hier vollzieht sich die Suche nach „Wahrheit“ in der parlamentarischen Debatte, in der Kompromissfindung und im Abwägen. Mehrheitsentscheidungen sind nicht per se verwerflich, und wer Kompromisse immer mit dem Attribut „faul“ diskreditiert, hat von Demokratie und Parlamentarismus nichts verstanden.

Sicher, auch unser Verfassungsstaat kennt Aspekte, die Mehrheiten nicht antasten dürfen: die Grundrechte des Einzelnen, welche zu recht mit der sogenannten Ewigkeitsklausel geschützt sind. Aber Fragen, die über diese Grundrechte hinausgehen, müssen im parlamentarisch-demokratischen Diskurs beantwortet werden.

Die Erfahrung lehrt, dass der politische Entscheidungsprozess gerade in gesellschaftlichen Fragen durchaus zu „besseren“ Ergebnissen

führen kann. Es sei nur daran erinnert, wie schwer sich die Kirche mit der Anerkennung der Menschenrechte tat, wie oft sie die Nähe rechter Diktatoren suchte, oder wie spät sie die Religionsfreiheit zum Bestandteil der eigenen Lehre machte. In der politischen Sprache heißt das, dass gerade bei gesellschaftlichen Themen die Kirche durchaus fehlbar ist.

Was von Kirchenvertretern zudem häufig übersehen wird, ist die banale Erkenntnis: Der Politiker ist Interessenvertreter! Nun liegt es auf der Hand, dass der katholische Politiker nicht nur die Interessen der Kirche vertreten kann. Er steht mit allen anderen Politikern und gesellschaftlichen Gruppen im Wettstreit um die besten Lösungen für das Allgemeinwohl. Die Kirche muss sich in diesen Wettstreit einbringen; ein Monopolanspruch auf das Wissen um die besten Lösungen widerspricht dabei dem Grundverständnis der parlamentarischen Demokratie.

Wenn sich die Kirche also zur freiheitlich-demokratischen Staatsform bekennt, dann muss sie auch die Andersartigkeit des politischen Diskurses anerkennen, dann sind Bevormundungen seitens kirchlicher Amtsträger kontraproduktiv.

Umso wichtiger ist der respektvolle Umgang miteinander, der auf Belehrung und Bevormundung verzichtet. Dies alles betrifft nicht nur engagierte Katholiken in der Politik, sondern alle Katholiken, die sich in der Gesellschaft, im Sozialwesen oder in der Kultur mit ihrer Kraft einbringen. Für mich bleibt es ein erstrebenswertes Ziel, dass gegenseitiger Respekt den unterschiedlichen Entscheidungsprozessen entgegengebracht wird. Dies entspricht der christlichen Auffassung von der menschlichen Freiheit, und dies ist die Grundlage für ein partnerschaftliches Wirken von Kirchenhierarchie und Laienengagement im Dienste des Reiches Gottes auf Erden. ■

Johannes Dickhut-Bielsky



Foto: Weigand

Das Leben als Pilgerweg

Das Verblüffende an Pilgerfahrten ist, dass sie selbst heutzutage nicht wirklich anachronistisch auf uns wirken. Dies liegt zum einen natürlich daran, dass solche Reisen immer noch von vielen Menschen unternommen werden, sei es, dass sie nach Mekka oder Benares fahren oder auf dem Jakobsweg nach Santiago de Compostela wandern. Zum anderen sind Pilgerfahrten aber auch deswegen immer noch populär, weil uns die Idee, die einer Wallfahrt zugrunde liegt, selbst heute noch anspricht: der Gedanke, dass wir durch eine Reise ein bestimmtes religiöses, ethisches oder emotionales Ziel erreichen können.

Am 2. Juni letzten Jahres brach eine vierköpfige Gemeinschaft von zwei Männern und zwei Frauen vom Bad Schönbrunner Lassalle-Haus nach Jerusalem auf. Ihre Route führte sie über die Alpen und den Balkan nach Istanbul und von dort aus durch Syrien nach Israel. Warum nimmt man die Strapazen auf sich, 206 Tage lang zu Fuß unterwegs zu sein und dabei in Tagesetappen von durchschnittlich 25 Kilometern gut 4300 Kilometer weit zu laufen? Erzählt uns nicht die Bibel, dass Jahwe sein auserwähltes Volk der ägyptischen Gefangenschaft entrissen und danach vierzig Jahre lang durch die Wüste in die Freiheit des gelobten Landes geführt hat? Dass Jahwe das Volk Israel also nicht aufbrechen lässt, um ihn zu suchen, sondern dass Jahwe mit dem Volk selbst zieht? Denn die Bundeslade war ja gerade kein Tempel, sondern konnte von den Israeliten stets

mitgetragen werden, wohin sie auch gingen. Franz Mali, einer der vier Pilger, antwortet auf diese Frage: „Sicher ist Gott auch an jedem Ort zu finden, aber dort, wo Gott konkret mit Jesus Mensch geworden ist, diese Koordinaten sind nicht verschiebbar, das ist etwas Einmaliges, etwas Besonderes. Es zeigt: nicht der Mensch kann Orte heiligen, einzig Gott macht Orte heilig.“

Für Ignatius war nicht nur Jerusalem eine Pilgerstätte, sondern er fasste sein ganzes Leben als Pilgerweg auf, wie man in seinem Tagebuch nachlesen kann. Er sah sich als jemanden, der immer wieder aufbricht, der von der Erfahrung des „Suchens und Findens von Gott in allen Dingen“ und Menschen geprägt ist. Pilgern ist immer auch ein Beziehungsgeschehen. In seinem Exerzitienbuch beschreibt Ignatius das kurz so: „Der Mensch ist geschaffen, um Gott unseren Herrn zu loben.“ In anderen Worten: Wir sind als Gottes Ebenbild auf Gott hin geschaffen, und um „loben“ – man könnte auch sagen dankbar sein – zu können, sind wir eingeladen, die Welt aus göttlicher Perspektive anzuschauen. Vielleicht lässt sich „pilgern“ als Versuch interpretieren, die Welt „mit göttlichen Augen“ zu sehen. Auf diese Weise können wir mithelfen, die Welt zu einem geheiligten Ort werden zu lassen. Jesu Wort „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15) ist nicht ein frommer Spruch, sondern hat sich konkret in Jesu Leben und Handeln gezeigt. Jesus hat kranke Menschen geheilt, Blinde sehend gemacht, Trauernde getröstet, und er hat sich besonders für die Ausgegrenzten und Ausgestoßenen seiner Gesellschaft eingesetzt. Und das ist zeitlos, das können auch wir. Der hl. Paulus wird später

schreiben: „So soll der Name Jesu in euch verherrlicht werden und ihr in ihm“ (2 Thess 1,12). In uns, so wie wir leben, wird Gott in dieser Welt erfahrbar. Und wir sind auf diesem Weg nicht allein, denn als Gemeinschaft der Gläubigen ist Kirche eine pilgernde Kirche, mit Gott und zu ihm hin unterwegs. ■

Ich möchte viele Pilger sein

Du Gott, ich möchte viele Pilger sein,
um so, ein langer Zug, zu dir zu gehn,
und um ein großes Stück von dir zu sein:
du Garten mit den lebenden Alleen.
Wenn ich so gehe wie ich bin, allein, –
wer merkt es denn? Wer sieht mich zu dir gehn?
Wen reißt es hin? Wen regt es auf, und wen
bekehrt es dir?

Als wäre nichts geschehn,
– lachen sie weiter. Und da bin ich froh,
daß ich so gehe wie ich bin; denn so
kann keiner von den Lachenden mich sehn.

In: Das Buch von der Pilgerschaft
Rainer Maria Rilke, 1901

Christof Wolf SJ

Neues aus dem Jesuitenorden

Pater Karl Josef Becker SJ wird Kardinal

Die Berufung des aus Köln stammenden Karl Josef Becker SJ (* 18. April 1928) ins Kardinalskollegium gilt als große Überraschung. Der emeritierte Dogmatikprofessor der päpstlichen Universität Gregoriana zählt zu den vier kirchlichen Würdenträgern, denen Papst Benedikt XVI. aufgrund ihrer besonderen Verdienste das Kardinalsurpurpур verleiht. Die Wertschätzung,

die der Papst dem langjährigen Berater der Glaubenskongregation entgegenbringt, zeigte sich in seiner Berufung in die Expertenkommission für die jüngste Gesprächsrunde mit der traditionalistischen Piusbruderschaft. Zu Beckers 75. Geburtstag erwies der damalige Präfekt der Glaubenskongregation Kardinal Joseph Ratzinger ihm die Ehre einer Festrede. Becker hat sich als Hochschullehrer insbesondere mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) beschäftigt und dessen Kontinuität zur kirchlichen Tradition hervorgehoben. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Forschungen ist das Verhältnis des Katholizismus zu den Weltreligionen. Die Erhebung zum Kardinal erfolgte im Rahmen des feierlichen Konsistoriums am 18. Februar in Rom. (KNA)

© KNA-Bild



Glückwünsche für den neuen Kardinal Karl Josef Becker (re.) im Konsistorium.



Diakonweihe von Stefan Hengst SJ am 18. Februar in Nairobi durch den Erzbischof von Nyeri, Peter Kairo. Daneben Michael Lewis SJ (JESAM Präsident) und Gabriel Mmassi SJ, Rektor der Jesuitenkommunität in Nairobi.

Diakonweihe

Am Sonntag, 18. Februar, wurde Stefan Hengst SJ in Nairobi (Kenia) von Erzbischof Peter Kairo zum Diakon geweiht.

Provinzkongregation

Vom 2. bis 5. Januar trafen sich die Delegierten der Deutschen Provinz der Jesuiten in Nürnberg zu einer „Provinzkongregation“. Solche Treffen fanden weitgehend zeitgleich in allen Ordensprovinzen statt. Was ist eine Provinzkongregation?

Der heilige Ignatius wollte, dass die Jesuiten möglichst wenig Zeit brauchen für die innere Organisation des Ordenslebens. Daher haben der auf Lebenszeit gewählte Generalobere und die Provinzoberen weitgehende Vollmachten und müssen die Gemeinschaft nur selten befragen. Demokratische Verfahren scheinen auf den ersten Blick wenig ausgeprägt. Damit die Gesamtheit des Ordens aber doch auch gehört wird, versammeln sich alle drei Jahre gewählte

Vertreter der Ordensprovinzen in Provinzkongregationen. Diese beraten, ob eine gesetzgebende Generalkongregation stattfinden soll, und wählen einen Vertreter der Ordensprovinz für die weltweite „Prokuratorenkongregation“. Diese ist dann das internationale Beratungsgremium, das ebenso über die Lage des gesamten Ordens reflektiert und über die mögliche Einberufung einer Generalkongregation entscheiden kann. Nur eine Generalkongregation kann dann rechtlich bindende Entscheidungen treffen.

Die internationale Prokuratorenkongregation findet im Juli 2012 erstmals in Afrika (Nairobi) statt. Prokurator der Deutschen Provinz wird Johannes Siebner SJ sein, zu seinem Stellvertreter wurde Thomas Hollweck SJ gewählt. Die Provinzkongregation hat des Weiteren für ein „Non Cogenda“ votiert, dass also keine Generalkongregation einberufen werden müsse. Ein Postulat an Pater General wurde verabschiedet, das der Ordensleitung empfiehlt, alle Provinzen und Regionen des Ordens bei einer aktiven Auseinandersetzung in Fragen der sexualisierten Gewalt gegenüber Schutzbefohlenen zu unterstützen.



Marie Collins (li.), Missbrauchsoffer aus Irland, während einer Vigil am 7. Februar 2012 in St. Ignatius in Rom

Gregoriana: Die Opfer anhören

„Aus unseren Fehlern lernen“: Der Vortrag des US-amerikanischen Missbrauchsexperten Joseph Rossetti hätte ebenso gut als Überschrift über der viertägigen internationalen Konferenz an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom stehen können. Vom 6. bis 9. Februar hatten sich unter dem Titel „Auf dem Weg zu Heilung und Erneuerung“ 220 Vertreter von Bischofskonferenzen und katholischen Orden mit dem sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch Kleriker beschäftigt. „Wir wollen, dass die Opfer angehört und dass daraus dann Konsequenzen gezogen werden“, sagte Hans Zollner SJ, Psychologieprofessor an der Gregoriana und Mitorganisator der Konferenz. Die anwesenden Kirchenoberen hörten dem schonungslosen Bericht eines Opfers zu, sie baten in einer Bußliturgie um Vergebung für die Taten, sie diskutierten über Aufarbeitung und Kinderschutz von den missbrauchsge-

schüttelten Ländern des Westens bis nach Guinea und Taiwan. Die Ergebnisse der Tagung sollen in ein Internetportal einfließen, das in Zukunft für die ganze Weltkirche Informationen über den Umgang mit Missbrauchsfällen bereitstellen soll. Die auf drei Jahre angelegte Entwicklung dieses „Zentrums für Kinderschutz“ der Gregoriana, angesiedelt in der Erzdiözese München und Freising, wird in Kooperation mit dem Universitätsklinikum Ulm durchgeführt. Mehr dazu unter: <http://elearning-childprotection.com> (KNA)

Berater für die Deutsche Bischofskonferenz

Mehrere Jesuiten sind von der Deutschen Bischofskonferenz Ende 2011 zu Beratern ernannt worden:

P. Dieter Böhler erneut in die Kommission für liturgische Fragen,

P. Johannes Müller erneut in die Kommission Weltkirche sowie in die Unterkommission für Entwicklungsfragen und in die für wissenschaftliche Aufgaben,

P. Ulrich Rhode in die Kommission für die caritativen Aufgaben,

Br. Michael Schöpf in die Migrationskommission,

P. Michael Sievernich erneut in die Kommission Weltkirche sowie in die Unterkommission für Lateinamerika,

P. Johannes Siebner in die Kommission für Erziehung und Schule,

P. Tobias Specker in die Unterkommission für den Interreligiösen Dialog,

P. Heinrich Watzka in die Kommission für Wissenschaft und Kultur.

Rottenburg-Stuttgart: Gedenkjahr für Pater Rupert Mayer

Ein „Pater-Rupert-Mayer-Jahr“ hat das Bistum Rottenburg-Stuttgart ausgerufen. Mit Gottesdiensten und Gedenkveranstaltungen soll 2012 an den aus der Landeshauptstadt stammenden Jesuiten und NS-Gegner erinnert werden. Mayer wurde am 23. Januar 1876 geboren und vor 25 Jahren seliggesprochen.

Geprägt von seinen Erfahrungen als Militärgeistlicher im Ersten Weltkrieg wandte sich Mayer in Predigten und Reden gegen die Nationalsozialisten, die ihm daraufhin Redeverbot erteilten. Der Jesuit wurde mehrfach inhaftiert, unter anderem im KZ Sachsenhausen. Er überlebte die Inhaftierung, starb aber geschwächt kurz nach Kriegsende.

Nach Angaben des Bistums ist die Erinnerung an den von Johannes Paul II. seliggesprochenen Priester in vielen Kirchengemeinden lebendig. Während des Gedenkjahrs soll es unter anderem am 2. Mai, dem Gedenktag von Mayers Priesterweihe, im Rottenburger Dom einen Festgottesdienst geben. In Spaichingen, wo Mayer Vikar war, ist eine Messe mit Bischof Gebhard Fürst geplant. (KNA)

Personalnachrichten

• *P. Markus Franz* wird im Oktober die Aufgabe des „Seniorendelegaten“ der Deutschen Provinz der Jesuiten übernehmen und ins Provinzialat in München wechseln. Die Leitung des Exerzitienhauses in Dresden HohenEichen wird P. Wilfried Dettling übernehmen.

• *P. Josef Macha* ist Ende 2011 aus Russland nach Deutschland zurückgekehrt.

• *P. Franz Meures* ist seit Beginn des Jahres als Referent für die Ausbildung von Geistlichen und Exerzitien-Begleiter/innen bei der Deutschen Ordensoberenkonferenz (DOK) tätig und lebt in der Kommunität in Mannheim.

• *S. Christian Modemann* geht nach seiner Diakonweihe im April für ein Jahr in die Seelsorgearbeit nach Argentinien.

• *P. Claus Pffuff* hat mit der Arbeit als Schulseelsorger am Canisius-Kolleg begonnen.

• *P. Ulrich Rabe* hat die Aufgabe des Hausoberen in Köln übernommen.

• *P. Philipp Renzces* ist zum außerordentlichen Professor an der Gregoriana und zum Direktor des „Kardinal-Bea-Zentrums für Judaistik und Beziehungen zum Judentum“ ernannt worden.

• *P. Andreas Schönfeld* arbeitet neben seinen Aufgaben bei „Geist und Leben“ in der Pfarrei St. Cornelius und St. Martin in Pulheim-Brauweiler bei Köln mit.

Zusammengestellt von Thomas Busch

Foto: Weber



Büste von Pater Rupert Mayer SJ, eine Leihgabe aus dem Rupert-Mayer Saal der Caritas-Altenwohnanlage St. Monika in Stuttgart-Neugereut

Jubilare

03.03.
P. Manfred Richter
80. Geburtstag

06.03.
P. Karl Plötz
80. Geburtstag

07.03.
P. Joe Übelmesser
80. Geburtstag

16.03.
P. Gerhard Podskalsky
75. Geburtstag

23.03.
P. Reinhold Sebott
75. Geburtstag

26.03.
P. Rüdiger Funiok
70. Geburtstag

27.03.
P. Dieter Thiel
80. Geburtstag

30.03.
P. Christian Weichsel
80. Geburtstag

03.04.
P. Josef Bill
85. Geburtstag

07.04.
P. Hermann Zeller
80. Ordensjubiläum

14.04.
P. Georg Kappeler
75. Geburtstag

15.04.
P. Erwin Bücken
P. Otto Lambers
P. Norbert Lohfink
65. Ordensjubiläum

17.04.
P. Theobald Rieth
65. Ordensjubiläum

21.04.
P. Norbert Baumert
P. Paul Greif
P. Dieter Thiel
P. Franz-Rudolf Collet
P. Rupert Lay
P. Karl Liesner
P. Alfons Deeken
60. Ordensjubiläum

28.04.
Br. Dieter Metzler
75. Geburtstag

30.04.
P. Heinz Hamm
P. Klaus Schatz
50. Ordensjubiläum

06.05.
P. Karl Wagner
85. Geburtstag

05.06.
P. Heribert Skirde
80. Geburtstag

06.06.
P. Helmut Schmitt
75. Geburtstag

19.06.
P. Friedrich Kretz
85. Geburtstag

20.06.
P. Wolfgang Abeler
75. Geburtstag

22.06.
P. Josef Bencsik
65. Priesterjubiläum

27.06.
P. Gerhard Sanders
75. Geburtstag

Verstorbene

P. Karlheinz Hoffmann
* 31.10.1927
+ 19.01.2012
Medienapostolat
in Rom

Wir gedenken im
Gebet auch der
Verstorbene aus
dem Kreis unserer
Leserinnen und Leser.
R.I.P.

Alex Lefrank: In der Welt – nicht von der Welt

Der Autor, erfahrener Exerzitenbegleiter, gibt keine gutgemeinte Anleitung für eine unbekümmerte Umarmungsstrategie herrschender gesellschaftlicher Systeme. Ausgewählte biblische Grundlagen motivieren dazu, Ereignisse aus dem Blickwinkel der Nachfolge Jesu zu sehen. Der weltanschauliche Mix (ob neoliberal oder esoterisch), vermarktet durch global-mediale Überflutung, fordert besonders von Christen Entscheidungsgrundlagen („In, aber nicht von der Welt“). Komprimiert zusammengefasst lesen wir von Gesellschaftssystemen, Mythen, Wirklichkeiten und deren Akteuren, oft im Hintergrund. Erhellung durch das Konzil: Die positiv zuversichtlichen Aussagen in der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ leiten zu „Ignatius und seinem Weltverständnis“ über. Der lange Suchweg des heiligen Pilgers mag uns erspart bleiben, wenn wir die Exerziten als Schule und Trainingsfeld für das Wirken in der Welt nützen. Auseinandersetzungen mit dem Einfluss bisheriger Autoritätsmuster motivieren zu gelebtem Gehorsam gegenüber der Schöpfungsordnung. Zeichen dafür ist das Wirken des Heiligen Geistes – der weht, wo er will. Der Skeptiker wird ermutigt, sich für eines der „zwei Banner“ zu entscheiden: kämpfend für Jesus Christus oder in bequemer Gefolgschaft Luzifers. Weitere Schlüsselwörter: Die raffinierte Taktik des Bösen durch verführerischen Wohlstand, Ansehen und Macht. Dem steht die „geistliche Armut“ (rechter Umgang mit den Dingen) gegenüber, aber auch die evangelischen Räte.



Würzburg 2011, Echter Verlag
Ignatianische Impulse Bd. 52, 80 S.

Für Exerziten-Fans und die es noch werden wollen ein wichtiger Satz: Die Exerziten wollen Einheit, ja die Identität von Gottes Wirken dem Menschen gegenüber bewusst machen. Ausgerichtet am einzelnen Exerzitanten wirkt auch die Gemeinschaft als „Glieder eines Leibes“. So werden aktuelle Grundhaltungen zum größtmöglichen „Gewinn aller“. ■

Hans Gattringer (Wien)

Der Borromäusverein, Bonn, und der Sankt Michaelsbund, München, haben im Februar 2012 das Buch von Alex Lefrank als „Religiöses Buch des Monats“ empfohlen.

Das Buch kann online bestellt werden unter www.inigomeditien.org

Was hat sich an unseren Schulen getan?

Prävention gegen sexualisierte Gewalt

„Inzwischen müsstet ihr es doch überstanden haben.“ „Merkt man noch etwas von den Ereignissen?“ „Sind die Anmeldezahlen zurückgegangen?“ So oder ähnlich werde ich immer wieder angesprochen von Schulleitungskollegen, von Bekannten oder auch von Unbeteiligten, die das Öffentlichwerden sexualisierter Gewalt und das Sprechen der Opfer an unserer und anderen Schulen verfolgt haben. Und die Versuchung ist groß, einfach mit einem „Ja, Gott sei Dank“ oder „Nein“ und nochmals „Nein“ zu antworten und innerlich das beschämende Kapitel der Geschichte der Schule abzuschließen. Natürlich mit der zynischen Konsequenz, das Erschrecken über die Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen zu verdrängen und mit ihr den Skandal, dass das Schweigekartell kirchlicher Institutionen die Opfer mundtot machen konnte und die Täter einfach an einen anderen Ort verschoben wurden. Aber nicht nur unsere Verantwortung für die Opfer der Vergangenheit, sondern auch unsere Verantwortung für unsere heutigen und künftigen Schülerinnen und Schüler verbieten kategorisch solche Versuchungen. Stattdessen bemühen wir uns, fünf Schritte in Richtung Prävention zu gehen.

1. Sich dem Thema „sexualisierte Gewalt“ stellen

Das Nicht-Sehen-Wollen von sexualisierter Gewalt oder auch das Nichtbeachten der Opfer hatte einen wichtigen Grund: Für die meisten der Schulangehörigen war es unvorstellbar, ja so angstausslösend, dass sich ein Priester oder Mitsbruder, eine Lehrerin oder ein Mitschüler an Schülern vergreift; dass die Kinder und Jugendlichen, mit denen wir tagtäglich zu tun haben, möglicherweise Opfer sexualisierter Gewalt geworden sind – egal ob in der Schule, im familiären Umfeld oder im Freizeitbereich. Die Schulen und ihre Kollegien werden nun unerbittlich mit dem Faktum konfrontiert, dass ehemalige Schüler sexualisierter Gewalt ausgesetzt waren. Sie müssen nun schmerzhaft lernen, dass auch heutige Schülerinnen und Schüler in ihrer körperlichen und psychischen Unversehrtheit bedroht sein können. Sie müssen lernen, dass in Institutionen, die unweigerlich durch komplizierte Abhängigkeitsverhältnisse geprägt sind, offensiv einer strukturellen Gefährdung begegnet werden muss. Und sie müssen lernen, dass damit auch der vertraute Umgang mit Nähe und Distanz zu Schülerinnen und Schülern immer wieder der Reflexion bedarf. Es ist für das Kollegium einer Schule nicht einfach, sich überhaupt des Themas anzunehmen und eigene Wege zu entwickeln.

2. Hilfe von außen holen und zulassen

Sexualisierte Gewalt ist bislang bedauerlicherweise kein Thema der Lehrerbildung. Folglich sind Schulen auf das Wissen und die Kompetenzen von externen Experten angewiesen, um auf diesem Feld sprach- und handlungsfähig zu werden. Altersangemessene Präventionsver-



Mit der Pressekonferenz am 1. Februar 2010 in Berlin wurde der Missbrauch in Einrichtungen des Jesuitenordens öffentlich. V.l.n.r.: Stefan Dartmann SJ (ehem. Provinzial der Deutschen Provinz), Klaus Mertes SJ (ehem. Rektor des Canisius-Kollegs) und Gabriele Hüdepohl, Schulleiterin des Canisius-Kollegs und Autorin dieses Beitrags

anstaltungen für Schülerinnen und Schüler, Informationsabende für Eltern und Lehrer, die Weiterentwicklung des schulischen Präventionskonzeptes, professionelle Unterstützung in kritischen Situationen, all das kann die Schule aus eigener Kraft nicht leisten. So führen wir regelmäßig Veranstaltungen mit den Organisationen „Kind im Zentrum“, „Taufwetter“ und „Wildwasser“ durch, damit alle Beteiligten Hilfesysteme auch außerhalb der Schule kennen lernen. Die Mitarbeit im Berliner katholischen Netzwerk Kinderschutz, der Kontakt zu den Schulpsychologinnen im Bezirk sowie die Ombudsfrau des Ordens bieten uns hilfreiche Anregung und Unterstützung.

3. Klare Regelungen und Verfahren entwickeln

Was muss ich tun, wenn ich den Verdacht habe, dass eine Schülerin in der Familie, in der Klasse, durch einen Kollegen, durch die Schulleiterin sexualisierter Gewalt ausgesetzt ist? Wie kann ich überprüfen, ob sich der vage Verdacht bestätigt, wer kann mir helfen, welche Schritte muss ich gehen, welche Schritte werden eingeleitet,

wenn ich den Verdacht gegenüber der Beratungslehrerin ausgesprochen habe? Was geschieht, wenn ein Verdacht sich als falsch herausstellt? Die Transparenz von Regelungen, Abläufen und Verfahren, die Kenntnis von Beschwerdewegen und Hilfsangeboten kann den Kolleginnen und Kollegen Sicherheit geben, so dass es ihnen hoffentlich gelingt, in Verdachtsfällen hin- und nicht wegzusehen und somit handlungsfähig zu bleiben.

4. Die Schulkultur der Wertschätzung, der Achtsamkeit und der Beteiligung weiterentwickeln

Wenn das Recht jedes einzelnen Kindes und jedes einzelnen Jugendlichen auf Würde und Unverletzlichkeit seiner persönlichen Integrität in einer Schulkultur der Achtsamkeit und der Wertschätzung fest etabliert ist, und wenn dies in schulischen Verfahren und Regelungen, in den Beteiligungsverfahren der Schülervertretung oder auch bei Disziplinarmaßnahmen und Beschwerdeverfahren konkret sichtbar und erfahrbar ist, dann ist eine zentrale Grundlage für Prävention geschaffen. Sie muss allerdings in das

Gesamtkonzept der Schule eingebettet sein. Eine Kultur der Wertschätzung, der Angstfreiheit und des verantworteten Umgangs mit Fehlern und Schuld entsteht nicht von allein, sondern muss eingeführt und eingeübt werden. Eine Atmosphäre der Offenheit und Klarheit im Kollegium, in der Unsicherheiten formuliert werden können und in der Reflexion sowie Unterstützungsmöglichkeiten angeboten werden, hat unzweifelhaft präventive Wirkung. Ähnlich wirken unser Curriculum „Soziales Lernen – Prävention“, das beispielsweise ein Kommunikationstraining in der 6. Klasse mit den Schwerpunkten ‚Reden, Zuhören, Emotionen benennen und Konflikte austragen‘ vorsieht. Besonders wichtig erscheinen uns die Klassenlehrerstunden in jedem Jahrgang, in denen Beteiligung, Verantwortungsübernahme und Reflexionsfähigkeit praktiziert und eingeübt werden.

5. Ruhe bewahren und Prozesse ermöglichen

Nicht übereilt reagieren, sondern die Ruhe bewahren: so lautet eine zentrale Forderung an diejenigen, die von sexualisierter Gewalt erfahren. Das gilt für jeden Einzelfall, wenn ein konsequentes und dem Opfer zugewandtes Verhalten notwendig ist. Das gilt ebenso für die beharrliche, aber eben auch unaufgeregte Entwicklung eines Präventionskonzeptes – gerade auch dann, wenn eine Schule durch das Aufbrechen von Skandalen verständlicherweise erschüttert und hoch emotionalisiert ist. Für diesen Prozess ist die Leitung maßgeblich verantwortlich; sie muss ihn (mit-)initiieren, gegebenenfalls gegen Widerstände einfordern und aktiv unterstützen. Natürlich kann sie ihn dekretieren. Ohne aktive Einbeziehung von Kollegium, Schülerschaft und Elternschaft kann

keine wirkungsvolle Prävention betrieben werden. Und dieser Prozess ist nie abgeschlossen. So stehen auch bei uns noch viele weitere Schritte an: die Überarbeitung unseres sexualpädagogischen Konzeptes, die Formulierung der Schülerrechte sowie die Institutionalisierung kollegialer Reflexion und Supervision. Wir können unsere Kinder und Jugendlichen nicht vollständig vor sexualisierter Gewalt in der Familie, im Sportverein, in der Schule, unter Gleichaltrigen schützen. Aber ich hoffe, unser Präventionskonzept trägt schon jetzt dazu bei, dass im Fall von Übergriffen und sexualisierter Gewalt keine Sprachlosigkeit entsteht, sondern dass schnellstmöglich Hilfe geholt werden kann, die von respektvoller und kompetenter Unterstützung geprägt ist.

Was hat sich also getan? Nach einem großen Erschrecken und einer produktiven Verunsicherung, nach Spaltungen im Kollegium und Ängsten um den Arbeitsplatz und den Ruf unserer Schule ist, so meine ich, eine Wachsamkeit entstanden, die unaufgereggt die notwendigen Unterstützungsmaßnahmen bereit hält, damit Kinder, Jugendliche und Erwachsene in unseren Institutionen, so wie es in den Leitlinien ignatianischer Pädagogik heißt, ihre Würde als Menschen erfahren und lernen, Verantwortung für sich und andere zu übernehmen.

Eine Dimension unserer Schule ist noch wenig bedacht: Das Faktum sexualisierter Gewalt hat auch eine geistliche Dimension. Denn es konfrontiert uns ja u.a. mit der bedrängenden Frage, wo Gott war und ist. Diese Frage hat in christlichen Schulen traditionelle Orte: Gebet und Gottesdienst. Auch sie ermöglichen Sprechen – auch in Form der Klage (!) – und eröffnen Handlungsfähigkeit. ■

Gabriele Hüdepohl

Autoren dieser Ausgabe



Thomas Busch
München. Öffentlichkeitsreferent im Provinzialat der Jesuiten



Johannes Dickhut-Bielsky
Berlin. Referent im Deutschen Bundestag



Joachim Gimbler SJ
Berlin. Pfarrer in St. Ignatius



Gabriele Hüdepohl
Berlin. Schulleiterin Canisius-Kolleg



Dr. Klaus Klother
Ludwigshafen. Referent im Heinrich Pesch Haus



Wendelin Köster SJ
Frankfurt. Superior in Sankt Georgen



Hans Langendörfer SJ
Bonn. Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz



Andreas Lob-Hüdepohl
Berlin. Prof. für Theologische Ethik an der Kath. Fachhochschule Berlin, Mitglied im ZDK



Birgit Meid-Kappner
Referentin im Heinrich Pesch Haus



Klaus Mertes SJ
St. Blasien. Kollegsdirektor und Chefredakteur JESUITEN



Franz Meures SJ
Mannheim. Referent bei der Deutschen Ordensoberenkonferenz (DOK)



Richard Müller SJ
München. Bildredaktion JESUITEN



Paul Oberholzer SJ
Rom. Institutum Historicum Societatis Iesu



Theo Paul
Osnabrück. Generalvikar



Johann Sperrmann SJ
Ludwigshafen. Direktor des Heinrich Pesch Hauses



Martin Stark SJ
Berlin. Jesuiten-Flüchtlingsdienst (JRS)



Wolfgang Thierse MdB
Berlin. Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Mitglied im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken



Christof Wolf SJ
München. CEO Loyola Productions Munich GmbH



Tobias Zimmermann SJ
Berlin. Rektor des Canisius-Kollegs

Jesuiten gründen Stiftungen



© St. Blasien

Seit einigen Jahrzehnten gibt es in Deutschland eine Renaissance der Stiftungen und blüht das Stiftungswesen auf, weil Menschen mit ihrem Vermögen langfristig etwas Konstruktives für weniger Bemittelte oder die Gesellschaft tun wollen. Auch wir deutsche Jesuiten haben in unseren Einrichtungen in den letzten 15 Jahren mehrere Stiftungen gegründet (nähere Informationen dazu bei mir persönlich):

- Jesuiten-Stiftung der Deutschen Provinz
- Stiftung Canisius-Kolleg
- Stiftung Aloisiuskolleg
- Stiftung Kolleg St. Blasien
- Stiftung Hochschule Sankt Georgen
- Stiftung Hochschule für Philosophie SJ
- Franz-Xaver-Stiftung der Jesuitenmission.

Stiftungen sind gegenüber einfachen Spenden im Vorteil, da das bereitgestellte Vermögen erhalten bleibt, und – in der Regel – nur ihre Erträge für die Stiftungsziele ausgegeben werden. Zudem unterstützt der Staat die Gründung von Stiftungen durch steuerliche Vorteile. Statt einer eigenen Stiftung kann man auch Zustiftungen machen. Diese sind ebenfalls steuerlich begünstigt. Wer also langfristig mit seinem Vermögen oder einem Teil davon anderen Menschen, der Kirche, der Gesellschaft helfen will, tut gut daran, etwas zu stiften – in welcher

Form auch immer. Es ist bekannt, dass im Lauf der nächsten zwölf Jahre rund 2.000 Milliarden Euro in Deutschland vererbt werden. Auf diesem Hintergrund lade ich diejenigen von Ihnen ein, die eines Tages Vermögen vererben werden, vielleicht eine unserer Stiftungen unter die Lupe zu nehmen und zu studieren. Allen aber möchte ich an dieser Stelle für Ihre Freundschaft und Solidarität danken. Denn auch wenn wir längst genug Vermögen hätten, um unsere Werke weiter zu führen, bräuchten wir dennoch Freunde, die ganz unabhängig vom Finanzbedarf zu uns stehen. Keine Gemeinschaft kann ohne einen Freundeskreis gut leben!



Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, ihre Solidarität, Ihr Gebet
Ihr Ihr

Eberhard von Gemmingen SJ

*Freunde der Gesellschaft Jesu e. V.
Ligabank BLZ 750 903 00
Konto 2 121 441
<freundeskreis@jesuiten.org>
Tél. 089/38185213 Fax 089/38185252*

Für Spenden ab 10 Euro erhalten Sie auf Wunsch eine steuerwirksame Zuwendungsbestätigung.

Bitte an der Perforation abtrennen

Überweisungsauftrag/Zahlschein

(Name und Sitz des beauftragten Kreditinstituts)

Empfänger (max. 27 Stellen)

FREUNDE GESELLSCHAFT JESU E. V.

Konto-Nr. des Empfängers

2121441

Bankleitzahl

75090300

LIGA Bank eG

Spende

für den Jesuitenorden

Name des Spenders: (max. 27 Stellen)

EUR

Betrag

ggf. Verwendungszweck

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Kontoinhaber/Spender: Name, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

19

Bitte geben Sie auf dieser Zuwendungsbestätigung Ihren Namen mit Anschrift an.

Beleg für Kontoinhaber/Spender

Konto-Nr. des Auftraggebers

Empfänger

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.

Konto Nr. bei

2 121 441 LIGA Bank eG

Verwendungszweck

EUR

Kontoinhaber/Spender

Datum

Der Beleg gilt als Spendenbescheinigung für Zuwendungen bis zu EUR 200,00 nur in Verbindung mit Ihrem Kontoauszug oder dem Kassenstempel des Geldinstituts.

(Quittung des Kreditinstituts bei Bareinzahlung)

Benutzen Sie bitte diesen Vordruck für die Überweisung des Betrages von Ihrem Konto oder zur Bareinzahlung. Den Vordruck bitte nicht beschädigen, knicken oder bestempeln.

(Bankleitzahl)

SPENDE

Bitte geben Sie für die Spendenbestätigung Ihren Namen und Ihre Anschrift an.

Datum

Unterschrift

Bestätigung

Der Verein „Freunde der Gesellschaft Jesu“ ist durch Bescheinigung des Finanzamtes München vom 23.07.2009 (St.Nr. 143/240/20676) als ausschließlich und unmittelbar religiösen Zwecken dienend anerkannt.

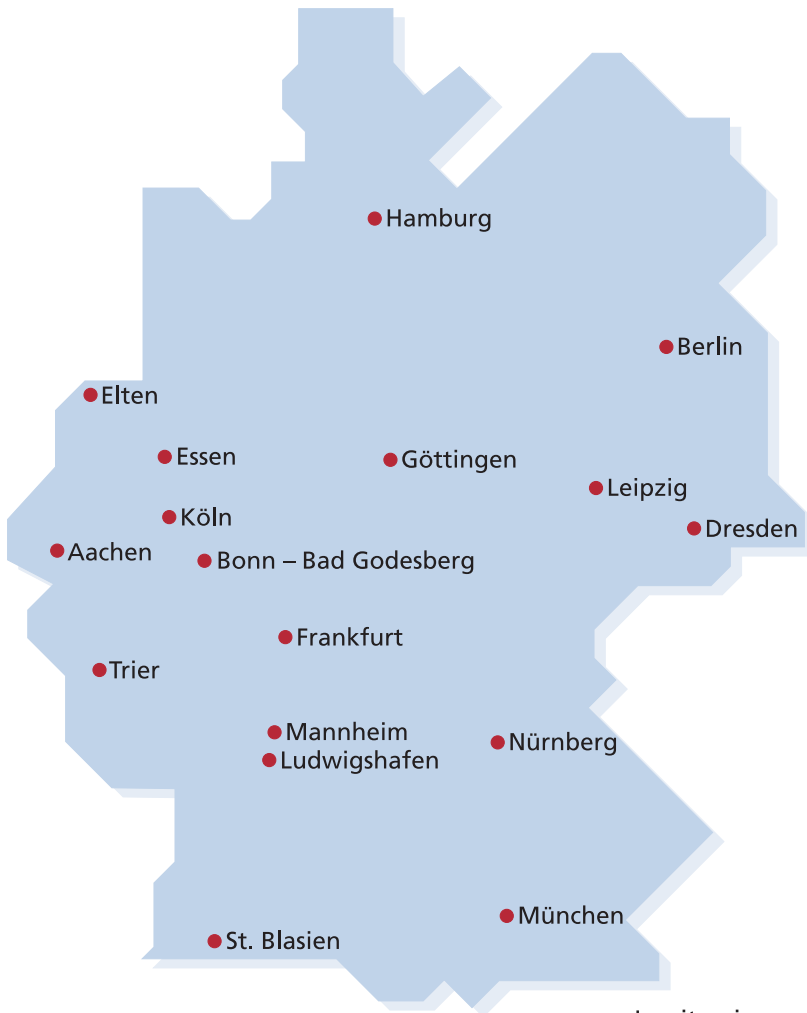
Wir bestätigen, dass wir den uns zugewendeten Betrag ausschließlich zur Förderung der Deutschen Provinz der Jesuiten und ihrer Projekte verwenden.

Bei Spenden ab EUR 10,00 erhalten Sie von uns unaufgefordert eine Spendenbescheinigung.

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.
Seestraße 14
80802 München

Jesuiten

Standorte der Jesuiten in Deutschland



Jesuiten in Skandinavien

- Århus
- Kopenhagen
- Stockholm
- Uppsala

Impressum

JESUITEN
Informationen
der Deutschen Provinz
der Jesuiten
an unsere Freunde
und Förderer

63. Jahrgang 2012/1
ISSN 1613-3889

**Herausgeber
und Copyright:**
© Deutsche Provinz
der Jesuiten K. d. ö. R.

Redaktionsleitung:
Klaus Mertes SJ

Redaktion:
Dr. Thomas Busch
(Chef vom Dienst)
Holger Adler SJ
Bernd Hagenkord SJ
Bernhard Knorn SJ
Matthias Kramm SJ
Simon Lochbrunner SJ
Richard Müller SJ
(Bildredaktion)
René Pachmann SJ
Tobias Specker SJ
Martin Stark SJ
Johann Spermann SJ
Tobias Zimmermann SJ
Patrick Zoll SJ

Anschrift:
Redaktion JESUITEN
Seestraße 14
80802 München
Tel 089 38185-213
Fax 089 38185-252
redaktion@jesuiten.org
www.jesuiten.org

Layout:
Margot Krottenthaler
Leporello Company,
Dachau

Satz und Reproduktionen:
Martina Weinger, München

Druck:
Gebrüder Geiselberger
GmbH, Altötting
Printed in Germany

Erscheinungsweise:
Viermal im Jahr
Abonnement kostenlos

Nachdruck nach Rück-
sprache mit der Redaktion



www.jesuiten.org